



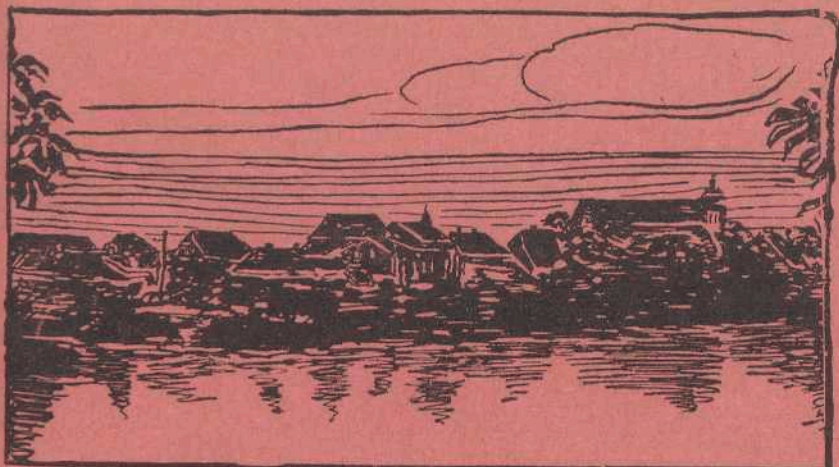
Mitteilungen des Heimatbundes für das Fürstentum Ratzeburg

25. Jahrgang (1943)

Schönberg (Meckl.): Verlag Emil Hempel, 1943

<https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1901022021>

Band (Zeitschrift) Freier  Zugang  OCR-Volltext



Mitteilungen

des Heimatbundes
für das Fürstentum Rügenburg

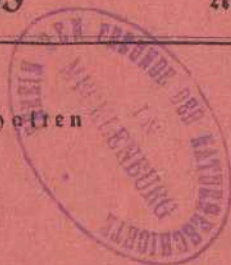
Herausgegeben vom Schriftführer des Vereins

25. Jahrg.

März 1943

Nr. 1

Alle Rechte vorbehalten



Verlag Emil Hempel, Schönberg (Meckl.)

Der Verein führt den Namen:

Heimatsbund für das Fürstentum Rastenburg

Eingetragener Verein.

Sitz des Vereins ist Schönberg i. Meckl.

Führer des Heimatsbundes ist Amtsgerichtsrat Dr. Marung
Im Führerrat: Konrektor Fr. Buddin als Schriftführer u. Museums-
verwalter, Buchhändler D. Hempel als Kassenwart, ferner: Haupt-
pastor H. Rüdiger, Bürgermeister a. D. W. Molzow, Forstmeister P.
Kaysing, Schulze H. Burmeister in Kleinfeld bei Schönberg (Meckl.).

Die „Mitteilungen“ erscheinen dreimal im Jahre und zwar
im März, Juli und November. Sie gehen den Mitgliedern unent-
geltlich zu. Jahresbeitrag 3 Reichsmark nebst 30 Pfg. mehr, wenn
Postversand der Hefte nötig.

Die bis jetzt erschienenen 24 Jahrgänge können nachbezogen
werden, solange der Vorrat reicht.

Geldsendungen für den Heimatsbund f. d. Fürstentum Rastenburg
auf Postscheckkonto Hamburg 19419.

Inhalt dieses Heftes: Zum 75. Geburtstage des Herausgebers, mit
seinem Bild auf der Titelseite. Von Dr. Marung. — Aus dem Walde,
Gedicht von Emanuel Geibel. — Uns oll Schaulmeister. Beiträge von
Lehrer Rudolf Beckmann (Neumünster), Mittelschullehrer Egmunt
Kuntmerow (Rüdersdorf b. Berlin), Stud.-Rat Hans Wegner (Neu-
strelitz). — As wi noch Theater spälten. Von Frau Berta Schwardt
(Schönberg). — Dorfbuch von Klockenhagen. Eine Buchbesprechung
mit Beigaben. Von Fr. Buddin. — Uns oll Weiborgs Mudder. Von
Elise Wigger (Bad Schwanau). — Die Holsten 500 Jahre im Rast-
enburgischen. Von Kaufmann Hartwig Holst (Stettin). — Kleine
Mitteilungen: P. Kaysing, Der planmäßige Aufbau der Holz-
versorgung im Lande Rastenburg (Bespr. von L. Benck). — Max
Kunde, Moritat und Bänkelsang (Bespr. von Fr. Buddin). — Die
Gallies-Urkunde von 1613 (von J. Warnde). — Röggelein, Roga (von
Pastor J. Mühlte, Neustrelitz). — Was bedeutet der Ortsname Medde-
wade? (von Otto Stein). — Zur Geschichte des Schönberger Bau-
hofes, einige Berichtigungen und Zusätze (vom Herausgeber). — Inbi-
läusspende für das Heimatmuseum (Bd.).

Als Anlage: Inhaltsübersicht von Jahrgang 22, 23, 24 (1940—42).

1943 g. 1134.

Mitteilungen

des Heimatbundes für das Fürstentum Rügen

25. Jahrgang

März 1943

Nr. 1



Aufn. 26. 12. 1942. Dr. Harung

14. November 1942

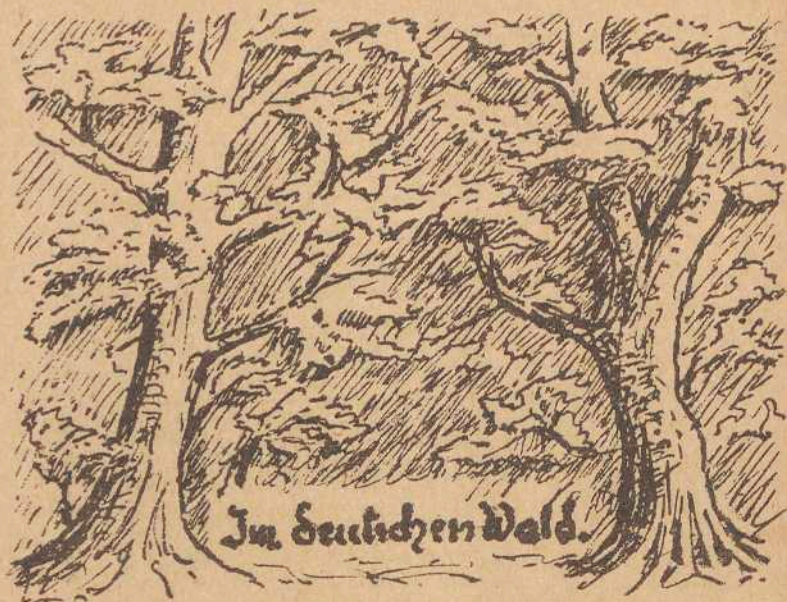
Fritz Buddin

75 Jahre alt

Da sei dies Heft als kleines Zeichen des Dankes ihm gewidmet, dem Heimatforscher, dem Gründer und Verwalter unseres Museums, dem Musiker und dem Lehrer - - alles in allem aber dem heimatbewußten Menschen und der ausgeprägten Persönlichkeit.

Unser Wunsch zu seinem 70. Geburtstag, daß sein Lebensabend ihn in alter Kraft und Freudigkeit bei schaffender Arbeit finden möge, ist bisher in Erfüllung gegangen. Da wollen wir ihn wiederholen und darüber hinaus dem jetzt 75-Jährigen wünschen, daß er als Schönstes den Sieg in dem Schicksalskampf unseres Volkes erleben möge!





Mit dem alten Förster heut
Bin ich durch den Wald gegangen,
Während hell im Festgeläut
Aus dem Dorf die Glocken klangen.

Golden floß ins Laub der Tag,
Vöglein sangen Gottes Ehre.
Fast als ob's der ganze Hag
Wüßte, daß es Sonntag wäre.

Und wir kamen ins Revier,
Wo umrauscht von alten Bäumen
Junge Stämmlein sonder Zier
Sproßten auf besonnten Räumen.

Feierlich der Alte sprach:
„Siehst du über unsern Wegen
Hochgewölbt das grüne Dach?
Das ist unsrer Ahnen Segen.

Denn es gilt ein ewig Recht,
Wo die hohen Wipfel rauschen;
Von Geschlechte zu Geschlecht
Geht im Wald ein heilig Tauschen.

Was uns Not ist, uns zum Heil
Ward's gegründet von den Vätern;
Aber das ist unser Teil,
Daß wir gründen für die Späteren.

Drum im Forst auf meinem Stand
Ist mir's oft, als hör' ich linde
Meinem Ahnherrn diese Hand,
Jene meinem Kindeskinde.

Und sobald ich pflanzen will,
Pocht das Herz mir, daß ich's merke,
Und ein frommes Sprüchlein still
Muß ich beten zu dem Werke:

Schütz' euch Gott, ihr Reiser schwank!
Mögen unter euren Kronen,
Rauscht ihr einst den Wald entlang,
Gottesfurcht und Freiheit wohnen!

Und ihr Enkel, still erfreut
Mögt ihr dann mein Segnen ahnen.
Wie's mit frommem Dank mich heut
An die Väter will gemahnen.“

Wie verstummend im Gebet
Schwieger der Mann, der tief ergraute,
Alaren Auges, ein Prophet,
Welcher vorwärts, rückwärts schaute.

Segnend auf die Stämmlein rings
Sah ich dann die Händ' ihn breiten;
Aber in den Wipfeln ging's
Wie ein Gruß aus alten Zeiten.

Emanuel Geibel.

Uns oll Schaulmeister

Ut sine Stromtid in Carlsw (1887—1892)

„Dat helpt em nich, hei mütt heran
un wiesen, wat hei lieren kann.“

Fritz Reuter.

Fritz Buddin fangt an tau schaulmeistern

„Wat, wißt du al werre na Huus?“ fräug Meister Witting sinen Colloger Bierburgen. Un Willem sä: „Ach, Meister, uns' Preister, dei prädigst so schön!“ „Na, Jung, denn loop!“ — Ja, Preister Langmann kann prädigen as man ein. Of up dei Schaul verstünn hei sit. Dor würr seggt, hei leit sit bloot de schiersten Schaulgeselln vun't Sem'nor schiden. De olen Colloger näumten eer „Annerliere“, un sei weiden doch ganz up sit sülm anwiest, eer Köster Adolf Güttner († 29. 9. 1892) weir 81½ Joor oold un seit al lang in'n Vänsstool. Bloot de Pastur as Schaulinspekter keil af un tau mal över'n Tuun. Vun dit Slag Vüür harrn wi ün dei Diet, as de nie Kirch baut wüür, drei Stüd: Fritz Buddin, Wilhelm Heuer (Herrnburg) un Friedr. Franz Knebusch (Kostock). Sei weirn all drei äben twindig Joor olt, hebbt över eer 180 Schaulkinner düchdig wat liert, as hüt noch ver-
tellt ward. Fritz Buddin weir de öllst un so'n Dort primus inter pares. Hei müß of Köster spelen, dat heit: hei müß utfingen bit Gräffnis un in de Kirch sinen Kinnerchur stüern. In de Kösterschaul harr hei in de „groot Schaul“ (so wü de ierste Klass' näumt) dat Seggen. „Fritz“ (so näumten em sien Kunfermanden, un de annern bāden dat na) throon up dat urole Kateder un hett uns von dor liert, dat uns de Kopp rook. Af un an näum hei sinen Knieper af, de em sien lüüt Nāās ganz rood schüürt harr, wiß de Glāās af, lid sit de Fingern un fett de Nāās bāten in. Un denn leit hei dat Dings werre upsitte. Ruffige Luft weir in de Schaulbōns: wi seiten bet dich vōrn Aben, un dirß ole Burß harr sien Rücken, stünt ünner äben vōr sit hen, un de Butendörper eer Schaul un Stāwel, dei drōgen sulln, rāuten of jūūs nich na Rausen.

Bāl Koppweidag māuten uns Bibel un Kaffien. — Schillern sien Klost, sien un Goethen sien Balladen un ein Barg Gedichen hebbt wi buten Kopp liert, hebbt of den „Tell“ upfāurt (Geßler: Willem Kādler — Tell: Emil Bālmann un Berta: Anna Lembke). Of Plattdütsch hebbt wi giern lāst un liert (Reuter un Groth). In Weltgeschich un Gegrafie schreiwē wi Extemporale. Dorna würr sett. In de „Natur“ brōch Jochen Wiend uns Snaken un Arrern ut'n Samfoger Hooln mit. Sei harr eer as solten Biering in Poppier wickelt, lā sei of mal unwerwoorns dei Dierns upn Disch, ün eer grügen un krieschen to maken.

Na dei Schaul bleiwen wē noch tau Schriewschaul. Wenn Fritz Kaffee drunken un sien Stāwel uttrecht harr, kām hei mit de lang Piep werre rin un weir nu ganz sien eigen Herr. Wi maken denn uns Schaul-
arbeiten un de Kaffitters eer Kuwen. Dorvōr, dat hei mal ein Dog na uns heusmeit, freig hei vun unsen Vadder einen boren Daler dat Quattal. — Sneiderāwel brōch Festdaag mit; bet werre Baan schüffelt weir, kām man 'n lüüt Hümpel Gōrn tau Schaul. Fritz kām denn al 's morrens un sett sit mit de Piep un Willem Raabe sinen „Hungerpastur“ urre so wat Gands upi Pult, un wi dōrfen uns de olen Smōker ut' Schapp halen, seiten — Jungs un Dierns mant'nanner — Kopp an Kopp un bekeiten Biller vun de wieln Beister ut de warm Länner. Na stunnstied leit Fritz uns lopen, un wi smeiten de Dierns in'n Snei. — Hen tau Judika weir Schaulprüfung, dor kām ein Barg Bisāuf, as Nummer ein: Preistervadder. Vōr Palmarum

jäden dei Kunfermanden de Vierers Abſchüüs. Dei Dierns roorten, un Fritz freig denn of wat Natts in de Ogen un müß ſik weddermal dei Brill pugen. —

Slääg hebbt wi wenig urre gornich krägen — Reſpekt harrn wi liekers —, bloots dei arm Düwels, dei ein' ſlech bihölern Kopp harrn, dei würr dat achtern baten upſchräben.

Mit Hartpuckern ſünd wi den Böön rupſtägen un hebbt uns Verlööf haalt: Dor ſeeten de drei Junggeſellen in ehr lütt Schaulmeiſterband un ſmoken, as wenn 'n lütt Mann backt — dor kunn kuum den rechten tüſſenut kennen — malen uns Bäuer vull rode Dint un weirn ganz kandel dorb.

Fritz harr ſo'n knaſche Dort, wenn hei in dei Döns käum. Dat harrn wi em bald aſliert un maken em dat na — of up dei Kaufaurevdäl. Dei Dor baller achter uns, dat dei Kaſſ dalföll un Ziel un Rehſamm und Stiern torüchfoorn, ſowiet de Kläden man reden. Swer Badder lüüch uns ut. „Wat ſall dat?“ Un wi hebbt of nich wedder daan.

An einen warmen Meedag fläng dei ganze Schaul ut na'n Damm-
traug. (Up ein anner Stää heß it mier dorvon vertellt.) Of up den Kräu-
ger ſien Kugelbaan dräupen wi uns Vierers werre. Sverhaupt läuten ſ'
nix anbrenn bi Faſſlaven, Ringriden, Zumerſäurn un Katerſlagen urre
wenn jünſt de Fiddel röög't würr un ſtunn mirrn mankt Volk: „Hier bin ich
Menſch, hier darſ ich's ſein!“ Wo harr Fritz Buddin jünſt woll Rümſer
Land un Büür bet up dei Graden kenn liern kunnt, as hei dat daan hett.
Wi hebbt väl vun em (un of vun ſien beiden Maders) holen un wöölt em
nich vergäten!

Fritz Buddin äuw't ſik int Orgelſpäl

All wat rech is: wi hebbt uns Schaulmeiſter ümmer acht un iert. Bloot
Fritz Buddin, den hebbt wi doch männigmol Wind vörmaakt. Un dat käum
ſo: Dol Köſter Güttner weir up. Of dei Kirch weir buſällig. Paſter Pimplün
harr toleß bloot noch „mit Zittern und Zagen“ up de Kanzel ſtaan: dat
Dad kunn daaſſcheiten, un wenn dei Häben inſtörr, weiden alle Dadpeiters
doot!

Paſter Langmann, ſien Naſolger, weir nich ſon Bangbüx, he ſaht dat
Ding anners an. För einen olen Köſter födder hei ſik gſiel drei jung
werre — friſch vun't Fatt — un freig ſei of. Of mit de ool Kirch wüß
he Rat. Hei reiſ na Rigenſtreliß, maak'n deipen Fautſall vörn Groothartog
un freig dorup ein nagelnie Kirch ſchenkt. As dei na ein poor Joorn —
ſtaatsch binn un buten — in Emm weir, haal hei in ein tweit Audienz —
Anno 1887 — de nie Orgel dortau. Dat weir nu wat för unſen Fritz
Buddin! Gortangiern mugg hei dor up ſpäl. Man — allein freig hei
dat nich torech. Wenn wi Jungs — Emil-Bräuer un it — em nich dorb
holpen harrn, weire woll nich väl na kamen, denn Sinnik Barnt, dei jün-
dags de Balgen perr, harr in de Wät kein Tiet. Wi würrn uns bald einig:
Fritz ſpäl vörn up twei Manual un ein Pedal, wi Jungs achtern up twei
Pedals allein, dei wi egalweg dümpeln müſſen, wenn ſei höger rut wulln.
Weir lich tau, wenn Fritz äbenweg in dulce jubilo ſpäl — un schön man
einmal. Vun dat hoog Gewölw klüng dei Orgel torüch, liekſterwelt, as wenn
dor boven lüüt Engel ſungen un fläuten. De leiw Sünn leiſt dör de hogen
Spitzbagensfinſtern. Wat leiſt dat uns Kirch denn schön! Wenn dei jung Or-
ganist bi ſien Fugen un Präluden un Sonaten na un na ümmer mier Re-
giſter tröck, weir't ut mit dat ſauſde Säufeln, denn ſtunn Wind un Storm
in' Klenner. Denn freigen of wi Jungs dat bild un marrachen uns af, dat
man bloot all dei Fläuten un Piepen de Buß nich utging. Denn hall un
ſchall dat üm uns rüm, dor kunn' ſien eigen Wuurt nich verſtaan, de Trum-

pet blöös, tolez gor noch de Posann dormant, dat uns dat dör und dör schäut. Höger steig de Kunst nu nich, un — bauts — sweig dei Orgel still, klüng öwer noch lang na, dat uns dei Uuren fusen. Denn würr't ganz still, Fritz släut dat Spällschapp af un tell uns jeren fies Penning in dei Hand. För uns weirt nich väl, för em öwer ein groot Kaptaal, denn hei kreig man ganze sößdig Daler Gehalt dat Joor. Wi jaden Dant, un denn küjel sit dat Triumvirat vergnängt de Trepp hendaal. Harrn mal werre sien spält! Nu kunn de schöne Sünndag kamen! Dat öwer Fritz Buddin all sien Lärer so düchdig de Orgel spält hett, dor harrn wi Jungs doch of'n Deil schuld an, denn — ji weit woll — Auwen maakt den Meister!

Fritz Buddin mag kein Stuten

Dat weir noch in dei „lüüt Schaul“, un wi weiden äben eist hentamen. Dor weir't eins Dags glief bannig in'e Predulg (Kniep). Mien Mudder harr mi lüten Bräsel einen weissen Stuten mitgäben, dat mi bi dat Baustafeirn de Maag nich so jöten sull. Mirrn in dei Stunn säul ik mal na den Stuten, haal em rut un biet em fuurts den Kopp af. Als ik nu so mit bee Baden loog un kwanf, friggt Fritz dat tau sein. Glief kümmt hei up mi daal. Dat Spill ward nich dögen, dent ik: nu sleit hei di an'n Hals! Gnaden kann ik noch nich vun wägen den groten Happs. It slunk noch mal daal, hool em den Stuten hen un fraag: „Wist of mal asbieten?“ Dat mugg hei nu doch nich, hei drei sit snubbs üm un hett woll jo'n bäten grient. Dor huchel nu allens üm mi rüm. Doch mi söllu Stein vun Harten, dat dat Wärer man so rasch voröw treckt weir. It steif den olen Stuten heisterfopp werre in dei Tsch. Un de Baden brennen mi, jo harr't mi doch verfiert un scheniert. —

Ob Fritz Buddin woll giern Pannkaufen itt?

Simal harr't nich uppaßt un süll nasitten. Sowat harr't of noch nich biläwt. Dat weir an'n Frieddag, denn geiw't bi uns tau Huus Pannkaufen un so wat Gaudes: groten Klümp mit Rosinen, Klümp mit Plum un utbradten Sped — de mugg mien Vadder giern — urre arm Kidders — leiten sit all oon Slääg äten.

It harr nu morrens al mal upn Busch flospt, un uns Mudder harr niadt: „Ja, Jung, hüüt Meddag giffst Pannkaufen. Un nu loop man tau!“ Un nu seit ik in luter Waddick un Weidaag in de Schauldöns, süll nasitten un dor mutterseelenallein torüchbliven, wenn dor nims mier wat tau säuten harr: kunn jo bi doothungern, wenn de Schaulmester einen nu vergeit un nich rutläut! Dat täum: dei Sün harr hüüt mornn al tau tiedig schient — nu ragen't in vulln Göten, un ik seit nu armjunn un snuder un blarr. Hülp allens nix: Fritz Buddin, dei harr jo woll kein Hart in'n Lief un deer, as weire doof worrn. Meddags, as de Bäckfod stött un wi utkamt, drängel ik mi mant dei eisten: bloot rut! un denn — släut Vaxer na! Dor breiwt mi ein ull niderdrächdig Breiwendräger an, un Fritz hett mi al bi'n Kanthafen. Dor taas un dau ik un raup in dusend Gengsten: „It mütt na Huus, mien Mudder badt Pannkaufen!“ — „Denn lauf noch mal!“ seggt Fritz un lacht. Wat heff ik noch bi dei Försterschüün dei Haden natrefft. Weir doch'n gauden Kierl, de Fritz Buddin. Harr mi mien Weihdag glief nasäult! Ob hei woll sülm giern Pannkaufen eit?

Rudolf Bedmann.

Fritz Buddin als Präparandenlehrer

Im Herbst des Jahres 1895, so vor „Micheeli“, machte ich mit einer kleinen Schar obotritischer Jünglinge zusammen in Mirow die Aufnahmeprüfung für das dortige Präparandum. Ich kam als unverbildetes Gemüt von der einflussigen Landschule, andere hatten schon die raube Hand des Schicksals verspürt, die sie von den Pforten höher geschätzter Bildungsstätten verschreckt hatte. Wunden Herzens suchten sie hier nun ein Asyl. Mein Vordermann bei der Prüfung war ein Versager. Fritz Buddin prüfte in Erdkunde und fragte nach einer südlich von Australien liegenden Insel. Der Prüfling antwortete im Pidgin-Englisch seiner dörrlichen Heimat: „Täsmäniah!“ Schon diese Antwort wurde von dem zuhörenden Lehrerkollegium mit Unwillen aufgenommen. Im weiteren Verlauf der Prüfung häuften sich die Fälle, wo der Gefragte erklärte, er habe dergleichen Dinge bei Herrn K. . . . nicht „gehabt“. Nun wurde das Kollegium von Erbitterung erfasst und hieß den Bewerber abtreten. Er kehrte ins Dunkel zurück und endete im Rettungshaus Bethanien bei Neubrandenburg.

Ich schnitt in der Erdkunde besser ab und hatte dadurch in Buddin einen Fürsprecher gewonnen, den ich bald nötig gebrauchen sollte, denn um ein Haar wäre mir der Prüfungsaufsatz zum Verhängnis geworden. Der Gegenstand ließ es nicht ahnen, wieviel verborgenes Gift in ihm steckte. Es handelte sich nämlich um den „Nutzen der Kartoffel“, wahrlich ein Thema, das förmlich Bieberkeit ausstrahlte, ein Thema, das auch die wildwuchernde Phantasie nicht in die Bahnen dekadenten Literatentums oder anspruchsvoller Kunsterziehung verlocken konnte. Aber ein orts- und zeitgemäßes Thema! Es lag mir fern, in die erhabene Simplität des Gegenstandes einen Miston hineinzutragen. Ich erläuterte also das Thema vom Standpunkt absoluter Nüchternheit aus und wies mit Nachdruck auf die Beliebtheit der Kartoffel bei „Arm und Reich, Alt und Jung“ usw. hin. Hier hatte ich es versehen! Der geneigte Leser wird — hoffentlich! — bemerkt haben, daß dies falsch geschrieben ist. In meiner Unschuld hatte ich diese Adjektiva für substantiviert gehalten und groß geschrieben. Die Mehrzahl der Examinatoren fand dies unverzeihlich. Da trat Fritz Buddin in Aktion. Unterstützt von dem gütigen Musikdirektor Sch. bewies er die Relativität Dudenischer Vorschriften und rettete mich.*)

*) Mein alter Schüler hätte sein Erlebnis noch weiter ausführen können. War ihm doch das Mißgeschick widerfahren, auch das Wort „dasselbe“ falsch zu schreiben, nämlich mit „ff“. Das kam davon, daß er im letzten Jahr Privatunterricht bei seinem alten Ortspfarrer gehabt hatte, der sich um die „Neue Rechtschreibung“ selbstverständlich nicht kümmerte. Aber nein — es war noch Schlimmeres, was dem kleinen Mann aus Voigtsdorf b. Friedland um ein Haar den Hals gebrochen hätte, und das weiß er vielleicht selbst heute noch nicht. Darum will ich's erzählen. — Nach damaligem Brauch hatte Herr Konrektor K., der bei den Präparanden Deutsch gab und darin natürlich auch examinierte, den Jungs einen Aufsatz aus den „Stillsübungen von Stolte“ langsam vorgelesen und ihnen dann bedeutet, sie sollten das schriftlich wiedergeben. Ob Egmont Kummerow dieser Vorlesung sein Ohr lieh, weiß ich nicht, jedenfalls hatte er seine kleine Arbeit völlig unbeflüsselt, also selbständig, gemacht. Es mag sein, daß der Herr Konrektor im Unterbewußtsein eine nicht ungefährliche Respektwidrigkeit, zu deutsch „Votigkeit“ witterte, jedenfalls zensierte er das Schriftstück im Blick auf die „grobe“ orthographischen Fehler mit einer IV. Während des Examinierens gingen die Aufträge von Hand zu Hand unter uns Lehrern. Zufällig las ich dabei genauer, was Kummerow geschrieben hatte. Ich zeigte mit dem Finger auf die IV und flüsterte meinem Nachbar zu: „Darunter hätte ich eine glatte I geschrieben.“ Es folgte eine Aussprache, die mir recht gab. Man sieht, wie

Am Präparandum unterrichtete Buddin in Erdkunde, Naturlehre und zum Glück auch in Geschichte. So ein Präparand der damaligen Zeit war wohl das unglücklichste Wesen in der Schülerwelt, ein Zwitterding, ein Wanderer zwischen zwei Welten, nämlich der niederen und höheren Schule. Erzogen wurde er vor allem zur Dämnut. Bei Buddin merkten wir nichts davon. Er unterrichtete, besonders in Geschichte, mit Schwung („Schreckliche Bilder sind es, die ich euch heute entrollen werde“) und mit einer Begeisterung, von der wohl ein Funke zu uns überspringen mußte. Er vermied es, das langsam aufkeimende Gefühl der Männlichkeit in uns zu unterdrücken, und so gefiel uns in einem Geschichtssextempore am meisten die Aufgabe, möglichst viele Geliebte des Juns zu nennen. Voller Behnut gedachten wir des Geschichtsunterrichts bei Buddin, als dieser nach seinem Weggang von Mitow provisorisch einen Nachfolger erhielt, dem dieses Fach ganz und gar nicht „lag“. Obwohl zweifellos ein Lutheraner strengster medlenburg-strelitzscher Observeanz, war er doch unglücklicherweise an ein in rein katholischem Geiste abgefaßtes Geschichtswerk geraten, aus dem er vorzulesen pflegte. Und so geschah es denn, daß uns der Gang Heinrichs IV. nach Ranoßa als eine verdiente Demütigung und als Strafe für seine Auflehnung gegen den Willen des Papstes dargestellt wurde. In seinem Humor besaß B. ein Gewürz, womit er den unschmackhaften Teil des Lehrstoffes verbesserte und seinem Wesen einen durchziehenden guten Geschmack gab. Ich lernte darum die Landschaften des antiken Italien, Griechenland und Kleinasien so fest, daß ich sie heute noch aussagen kann. Einen begriffstutigen Schüler, der mit der Tangente nicht umzugehen wußte, erinnerte er an Bismarcks Kopf mit dem kahlen Schädel und den drei Haaren und empfahl ihm als Lektüre den Kladderadatsch, der seinen Geist befruchten müsse, denn er habe es nötig. —

Nur ein Jahr währte der Unterricht bei Buddin, der dann nach Schönberg ging. Hier wirkten wir später noch einmal ein Jahr im selben Kollegium, und ich verdanke dieser Zeit die ersten Anregungen zur Heimatforschung. Ich habe darin nichts Selbständiges geleistet, aber als Kenner des noch heute täglich von mir gesprochenen klassischen Plattdeutschen) Wosfidlo schon als Präparand und dann besonders in den letzten Jahren vor seinem Tode Material geliefert. Egmont Kummerow.

vorsichtig wir Erzieher bei der Beurteilung von Fähigkeiten unserer Zöglinge sein müssen. Eine „Vier“ im Deutschen hätte auch damals schon genügt, den angehenden Jüngling als unbrauchbar nach Voigtsdorf zurückzuschicken, von wo aus er dann auch wohl nach Bethanien gewandert wäre.

Egmont Kummerow ging nach mehrjähriger Tätigkeit im meckl. Schuldienst über die Grenze nach Krumbeck bei Lübeck, bestand 1907 von hier aus die Mittelschullehrerprüfung in Kiel und wurde darauf 1908 an der Mittelschule in Brandenburg a. d. H. angestellt. Nach dem ersten Weltkrieg erhielt er ein Jahr Urlaub zum Universitätsstudium in Berlin, wo er Fühlung mit der Preuß. Geol. Landesanstalt (heut: Reichsanstalt für Bodenforschung) nahm und so allmählich in die wissenschaftliche Arbeit hineinwuchs. Er hat Französisch, Englisch, Schwedisch und Holländisch, dazu die Elemente des Lateinischen lernen müssen, um diese Arbeit leisten zu können. Mit staatl. Unterstützung ist er auch längere Zeit im Ausland (Schweden und Estland) tätig gewesen. Seine Schriften behandeln immer wieder einige wenige Punkte: Trilobiten (Urkrebse) und Osiracoden (Muschelkrebse) — Herkunft der Geschiebe — Bewegungsrichtung des Inlandseises. —

Nach seiner Pensionierung, die ihm 1937 auf seinen Antrag zwecks Entlastung für wissenschaftliche Arbeiten bewilligt wurde, ist er in den letzten drei Jahren bei halber Stundenzahl noch wieder im Schuldienst beschäftigt.

As ik noch bi Fritz Buddin in'e Schaul gäng

As ik verläden Sommer mal wedder 'n poor Dag in mien oll Heimat was un von „Spehrs Hotel“ ut den iersten Ausflug in dei Stadt maken ded — wer keem mi dor as ierste in dei Mööt? Natürlich Fritz Buddin. Sei hört tau dat Stadtbild. Ut dei Fiern keef hei mi bannig schulsch an, as wenn hei dacht: Wat's dat för'n Kiekl? Dei hört hier doch nich her! Denn äwer kennt hei mi un reep: „Ranu?“ Gu'n Dag hett hei nich seggt, blot: Ranu. Un denn hewwen wi mal ierst 'n lütten Strämel klähnt, un as dat denn so is: as wi mit dei Famili un den Krieg un dei hoge Politik klör wiern, segelsten wi up de ollen Tiden los un keemen denn of up de Tied, as ik noch bi em in de Bibel studierte. Dor künn hei je nu nich miehr veel von weiten. Äwer ik vertellte em 'n poor Stückchen, dei nu binah gar nich miehr wohn sünd, wil dat sei all in'n 19. Johrhunnert passiert sünd. Un nu hett hei mi dat anschünnt, ik süll 'n poor von disse Läschen tau Poppier bringen un den Heimatbund vertellen. Je, denn man tau!

Dei Jung hett Respekt vör dat Hus

As ik dat ierste Mal mit Fritz Buddin Bekanntschaft make, was ik so'n lütten Setter von 'n Johrener fies. Sei wahnte dunntaumen bi Barbier Claasen in'n Hus. As ik dor mal eins mit uns' Mäten vörbigahn ded, säd sei tau mi: „Kiekl mal, dor steiht Herr Buddin an'n Finsier. Vör den mößt du nu ümmer schön dei Mütz afnehmen.“ — „Worum denn, Stine?“ wull ik weiten. „Je, süh mal. Wenn nu wedder Ostern ward, denn kümmt du of nah Schaul, un denn ward Herr Buddin dien Lehrer. Un wenn du denn nich dei Mütz vör em afnimmst, kriggst du nahsten in dei Schaul weck mit 'n Schacht.“ Na, dat lücht' mi je nu in. Denn as so'n Gör sit dat vörstellt: dei Hauptbeschäftigung von'n Schaulmeister is doch dat Schachten. Un wenn ik em nu up dei Strat drapen ded, künn ik gor nich fix naug mienen Deckel von'n Kopp kriegen. Un wenn ik an sienem Hus' vörbigahn ded, nehm ik ümmer mien Mütz af. Mänig mal stünn hei jo an't Finsier. Äwer wenn hei dor of nich stünn: dat wier mi ganz egal. Ik dacht an den Schacht un nehm doch leiwver mien Mütz af.

Wat har woll Jasper-Ohm an mi vör 'ne Freud hatt, wenn hei dat beläut har. Dei Jung hedd doch noch Respekt vör dat Hus!

Ik breiw di an

Ik weit nich, wat dat Anbreiwen hüt noch Mod is. Äwer tau mien Tied was dat noch hellschen begäng. Un wenn einer sit nich miehr anners helpen künn, denn spält he den lezten Trumpf ut: „Ik breiw di an.“

Ik heww of mal einen anbreiw. Äwer blot einmal. Wi harn uns vör dei Stunn 'n baten pufft un quafft, un dorbi har mi einer — will'n em mal Korl Möller näumen — in't Dog drapen. As Fritz Buddin rinkent, höll ik je nu mienen Finger hoch un stamerte un smuderte dorbi: „Karl Möller hat mir eben ins Auge geschlagen.“ Vör dat Snudern har nu Fritz Buddin nich verstahn, wat ik wull, un fohrt mi an: „Was willst du?“ Na, nu was't Ei ganz entwei. Dat tweede Mal segg ik't noch liefer. „Das kann ich nicht verstehen. Geh mal nach'm Teich rüber und sag' mir das mal von da, was du willst.“ Ach du leiwve Tied! Dat har mi je bannig begriesmull! As ik buten was, keemen grad 'n poor Lüd vörbi. Un all keeken s' mi an, un einer bleew sogar stahn. Un ik Unglücksworm stünn dor nu up dei anner Sied von'ne Strat un bölkte, so lud as't nichts güng: „Karl Möller hat mir eben ins Auge geschlagen!“ Oh, wat heww ik mi scheniert! Wat heww ik mi blot scheniert!

Fritz Buddin har dei lütt Lustklapp apen make un höll sien Uhr ut'n Finsier rut. As ik't einmal raupen harr, leggt hei de Hand an't Uhr un

treckt mit de Schuller. It müßt also noch mal raupen: „Karl Möller hat mir eben ins Auge geschlagen!“ Dunn winkt hei. Wat bün ik lopen, dat ik blot von de Strat dalkamen ded!

As ik wedder in de Klass' kamen ded, sår hei mi i nicks un Karl Möllern of nicks. Awer ik hevw't mi markt un hevw' seindag seinen werter anbreiwt.

Wat bi't Brüden rute kümmt

Dei meisten von dei Jungs, dei mit mi tausamen dat WC liehrt hebbt, sünd mi ut'n Kopp kamen.*) Up einen kann ik mi noch besinnen, dei heit' Franz Frank. Franz pohlte noch'n bäten, as hei nah Schaul kamen ded, un dat was för uns annern Klüngels je nu 'n Grund, da wi em ünner 'n bäten brüden deden.

Einmal — dat was in de korte Paus', un wi bleewen in de Klass' — müßt nu Franz mal ut de Bütz. Sei langte sik den Klätel von'n Nagel un geiht rute. Dunn kümmt einer up den Gedanken: Will'n mal Franz en de Dör tauhollen! 'n poor Mann faten denn nu an de Klint, un'n ganzen Hümpel Tautiefers stadt dorbi rüm un willen dat je nu beläben, wat Franz woll suchtig ward. Dat klingelt — nu möt hei gliek kamen. Dor fat denn of all einer an de Dör. „So, nu hollst wiß!“ Awer Dunnerlüchtung, wat har uns Franz vör Kraasch! „Fat noch mal 'n poor mit an!“ Dei Tautiefers griepen also de Fasthollers unnern Arm un leggen sik düchtig mit in de Sälen, un so sünd je nu woll so'n Stücker twölw oder noch mieh'r an de Arbeit un hollen einen de Dör tau.

Up einmal hören wi von buten so'ne grawe Stimm: „Ihr insamten Bengels, wollt ihr wohl de Tür loslassen!“ Ach du leiwte Tied! Dat is je gornich Franz, dei dor so dull an de Dör ritt, dat is jo Fritz Buddin! Uns sacht de Arm von de Klint un dat Hart in de Bütz. Dat ghew't äwer'n natt Johr! Na, Fritz was je nich slicht in Fohrt, as hei so richtig knasch rinne-kamen ded, un matte 'n Gesicht, as wenn hei uns alltauhop upreten wull. 'n poor ganz Klauke wullen noch utritschen. Awer dormit keemen sei nich mieh'r trecht. „Halt! Stehen bleiben!“ reep Fritz Buddin oder — as ik nu woll seggen möt: Herr Buddin, denn nu ward de Saß feierlich. Sei säd nicks, un dat was of nich nörig. Sei halt sik den Gälen rut un swuppt dor ierst mal so'n twei-, dreimal mit in'ne Lust, dat uns dat leiwlich in dei Uhren singen ded. Un nu kunn je dei Exkutschon losgahn. Dor bruckte of nich väl bi räd tau warn, jedwerein wüßt genau, wat hei nah dat Exerzierreglement tau dauhn har.

Vör dei Tafel stünn so'n lütten Tritt, twei Stufen hoch un jo lang, as dei Tafel was, dat of de lüttste Dreikees' hoch dor ankamen künn, wenn hei mal $1 + 1 = 2$ anschriewen süll. Disse Tritt was nu Fritz Buddin sien Maschien tau'n Bützen-stramm-treden. It weit nich, wat hei dat ersunn' hett; äwer ik glöw't binah, ik hevw't jünst nahrens beläwt. Dei Delinquent müßt de Bein mang de beiden Bräder döorchstäken un sik up de ierste Stuf setten — dat was Tempo eins — un denn de tweede Stuf ansaten un sik mit den But doräwer leggen — dat was Tempo twei. Un nu let em dat denn listerwest as'n Aant, dei dükert: de Stüz stünn piel un idel stramm in'n

*) Die Elementarklasse hatte Ostern 1899–1900 im ganzen 39 Schüler. Davon wurden nach der Realschule versetzt (in alphabetischer Reihe): Hans Breuel, Hans Creutzfeldt, Heinrich Fied, Hans Kleinfeldt, Wilhelm Roth, Konrad Naack, Ernst Naack, Ernst Moll, Heinrich Pieper, Friedrich Richter, Gustav Schrey, Hans Siebenmard, Paul Staack, Albert Toll, Hans Wegner, Reinhold Wepel, Otto Wendland, Georg Wollin. In der Bürgerschule blieben: Heinrich Abrendt, Heinz Brodmüller, Walter Butz, Wilhelm Clasen, Joachim Deitmann, Ernst Fied, Franz Frank, Paul Freitag, Emil Groth, Emil Hagen, Heinz Harms, Wilhelm Jabs, Ernst Krohn, Wilhelm Naack, Ernst Meyer, Wilhelm Nebermann, Adolf Schulz, Paul Voh, Heinrich Wittenborn.

Enn. Immer twee tau Tied hadden Platz up dit schöne Sofa un kreegen ehr Tinsn ut de Arntass' utbetahlt. Un dor was Friß Buddin nich knieserig mit. Bi Benzlin, bi den wi Räten harn, gew't as Normalmat twee in 'ne Jack. So genau stellt Buddin dat un nich af, har hei je of nich nörrig, wil dat för dat Räten so Benzlin taustännig was. Bi em güng't nah't Gefühl. Un wil dat hei 'n groten Mus'kanten is, keem't em woll up 'ne Hand voll Noten nich an.

Ra, it bruk dat je nu nich wieder uttaumalen. Wenn ein Poor ut den Tritt rutelasperte un sit den Achterstävän schürte, güng't glief förfötsch wierer — 1, 2, 3, das nächste Paar herbei —, bet wi all un' Deputat weg harn.

It weit't nich miehr genau, äwer it glöw, wi hebbt nahsten in de grote Paus' up'n Hof Franzen verkloppt. Hei har jo Schuld, dat wi Schacht krägen harn. Wat brukte hei in dei lütte Paus' nah'n Breveh tau gahn!

It heww 'n Appel

Einmal müßt it up'n Schaulweg noch 'n Poor Schauh bi Meister Blohm vörlangen. „Täuw mal 'n Dogenblick,“ säd Fru Blohm, dei dat immer gaut mit uns Görrn meinte, „it heww noch 'n schönen Appel för di.“ Un duun gew sei mi so'n richtigen Zorenappel, so grof, dat it em man mit Rauh un Rot in mien Tasch rinnepremt kreeg. In 'ne Stunn dacht' it ünnertau an den schönen, groten Hasentopp in mien Tasch un hadd dor je gor tau giern mal rinbäten. Dat wagt' it je nu äwer nich. Blot 'n lütten Börsmad wull it mi doch günnen. It put mi also ünner so'n lütt Stück mit'n Fingernagel rut un schuw dat achter de Kusen. Dit Priemen müßt je nu Friß Buddin mal marken, un hei frög mi: „Was hast du denn da?“ — „'n Apfel.“ — „Zeig mir den doch mal!“ Dat säd hei so fründlich, dat it mi in mien unschüllige Seel nids Leegs vermaiden was. It wrägelt denn je nu dat Diert ut de Tasch rut un holl't em hen. Duun hast hei sit sien Taschenmeß rute un schnit den Appel in luder lütte Stücke. Un jedwerein in 'ne Klaff' kreeg 'n Happen von mienen schönen Appel — blot ich kunn in'n Mand kiesen, un dat heww it denn of woll mit'n dämlich Gesicht besorgt.

*

Mit dat nige Johrhunnert keem it ut dei rode Börgerchau in dei witte Realschau. Äwer 'n poor Johr later wür Buddin wedder mien Lihrer: it liehrte bi em dat Bigelinspäl. Alltauwied heww it't in dei Kunst nich bröcht, äwer doch so wied, dat it an gaude Musik Freud friegen bed un noch heww.

Un wo schön of'n bäten Bigelinspäl is, dat heww it so richtig markt, as it in'n Weltkrieg johrelang in Rußland sitten müßt. Dor hadden wi 'n Orchester. Un dat wieren dei schönsten Stunn, wenn wi dor äuwen beden. Dat hett uns Mus'kanten un of uns' Kameraden, dei wi denn mal wat vörspäl beden, äwer männig böse Stunn weghulpen.

Nu is mien oll Bigelin so tämlich pangschoniert. Blot üm dei Wiehnachstied hal it ' mal wedder ut'n Kasten. Denn sett mien Fru oder mien öllst Tochter sit an't Klavier, dei Lütt piept up ehr Blockflaut, un wi späl den ollen, schönen Wiehnachtsleeder. Un wenn dat of nich so schön is, as wenn Friß Buddin sei liefsing up dei Orgel spält: vör uns is't 'ne schöne Musik un hört tau Wiehnachen dortau. Un wenn Friß Buddin nich wäst wier, können wi hier in Rigenstrelitz nich so schön Wiehnachen fiern.

Hans Wegner.

Ut de Glanzstied!

As wi noch Theater spälten

Wenn de Minsch eerst in de besinnlichen Johren so nah de säöbentigen rantümmt, wenn de Kopp gries ward un de Krasch allmählich nahlött, denn samt de Stunn, wo ein de Hänn, dei'n sünst nich still hol'n künn, ruhig 'n Tiedlang in'n Schoot liegt, wo de Gedanken hergaht nah de Tieden, as wi noch jung un kräensch weiern, un wat wi dunn so bidräben hebbt. Un wenn id nu hier, dat uns Lihrer Buddin 75 Johr ohld worrn is, denn mütt id trüg denken an de schönen Tieden, as wi noch ünner sien Fuchtel Theater spälten. Spält weier hier vörher oof all väl un allerhand Stücken in de verschiedenen Vereine. Aöwer as Buddin 1900 bi de „Teutonia“ den Taktstock un dormit dat Zepter in de Hand freig, dunn weih de Wind anuters üm. Id weit noch, as hei eines gauden Dags 1901 mit 'n Baut nah mi hentäum un to mi sår: „Gräulein Waas, dit läsens sid mal dörr, dat is plattdütsch, dat mütt sid spälten laten, de Reihnschen spält dat of.“ Dat weir de „Winterabend“ von Wossidlo. Dorbi vertell hei mi von den Heimatforscher, an den hei all persönlichen Ansluß harr, un von sien Arbeit, dat id glick ganz dörför innahmen weier. So harr hei all einen Späler, un bald harr hei sien „Ensemble“ tauhoop. Nu güng dat aöwer ran an de Bas. Eirstmal wulln de Reihnschen, dei dat Stück in ehren Heimatsurt mit gauden Erfolg spält harrn, dat nu in Voltenhagen upfüh'n. Dor tow uns Direkter mit uns hen. Autos geiw dat dunn noch nich bi uns, un so jadel hei denn up Voß sien groot Brigg mit uns los. De Johr stöör uns Künstlerhand bannig dörr, aöwer Spaß mäuf dat doch. Wi harrn nu all seihn, wat doran gaut weier un wat nah uns Dörförholn bäerer makt warn kunn, un so jüing dat an de Arbeit. Uns wüer nids schenkt. Uns Buddin läut nich ihrer nah, bet alls so güing, as hei wull un as dat Schid harr. So wüer dat of 'n schönes Spill, un Wossidlo, dei siehr lebhaft sien kunn, hüpp, as hei tau de tweite Upführung hier weier, bi Boye in'n Saal rüm, dat wi dachen, hei sprüing för Freuden aöwer de Thef. Bräkenvull weierd in'n Saal, dat tweite Mal noch mihr as tauerst, so rasch harr sich uns „Ruhm“ rümsnackt. Buddin freig nu frischen Maut tau dat Plattdütschspälten. Un as 1904 Beyer dat Stück „Ut dei Preußentied“ scharben harr, dat tauerst von den Oberregisseur Wolff in Schwerin instudiert weier, dunn hal hei werer sien Hauptpälers tausam, un hen güng't nah Schwerin, dat wi uns dor dat Spill anseihn sülln. An 40 Personen hürten dortau. Dat Zneuben weier nich so ganz einfach, denn krieg mal einer 40 Minschen ünner einen Haut un gor hier in Schünbarg. Aöwer Buddin wüß dormit ümtauspringen. Jerer freig sien Rull in de Hand drückt, dei sid nah den Spälleiter sien Meinung för em eigen ded, un keiner sår wat dagegen, wenn hei of mennigmal giern wat anners spält harr. Wed kunn de Rulln nich grot naug un wed nich lütt naug warden, aewer dat weier an'n En'n ünner richtig so, as dat indeist weier. Un dat wüer werer ein Riesenerfolg. Dreimal muß dat Stück upführt wardn. Beyer weier sülvst hier, un as dat noch mal in Schwerin spält ward'n süll, un dei Dörfstellerin von ein Hauptrull plösklich verhinnert weier tau spälten, käum up Anschünn von Beyer Oberregisseur Wolff extra hierher un hal sid mien Schwester Anna, dei hier de Rull spält harr, wiel dat Stück hier am besten upführt weier. Mihr kann einer doch nich verlangen. För mi hedde de Erinnerung an disse Upführung noch sien bisonnere Bedürung, denn id liehr hierbi mienen Mann kennen, dei den Schulzenbarrer späl, un heff up dei Ort denn of noch einen afträgen.

Spält is denn naher noch allerhand, aewer dat interessier Buddin nich so dull, hei much am leiwsten wat Besonniers hebben, so as in'n August 1912,

wo sien Gesangsverein mit den Turnverein sid tausangeiw, um in'n Schüt-
tengorn „Wallensteins Lager“ uptauführn. „Freilichtaufführung zum Besten
der National-Flugspende“, so stün in de Zeitung, un uns Buddin harr
natürlich dat Kommando. So gegen 100 Personen tummelten sid um em
rüm, jogor Pierd un Wagen weiern dorbi, un dat seig richtig ut as 'n Bild
ut'n 30johrigen Krieg, vör allen abends, as dat Stüd bi Lampenlicht taum
tweiten Mal spält worden müß. Plattdütsch weier dat je nu nich, doch de
ohl Schiller harr de Hauptspälers (Adolf Wiese mänt den Kapuziner) so
begeistert, da sei ganz in ehr Kullen upgingen. — Dunn käum de Krieg.
Hei bröck uns in Elend un Not, äöwer hei maß of dat Heimatgefäul le-
bennig un nich taum wenigsten plattdütsch Snack un Ohrt. Plattdütsch Dich-
ters as Fritz Stavenhagen, dei all vörn Krieg Theaterstüden schräben har,
käumen up de Bühn, Hermann Bockdorf, Rudel Kinnun un vāl, vāl anner
würden spält, plattdütsche Vereine schöten int Saat as de Salai int Fröh-
johr, un of de Nationalsozialismus, dei för allens, wat uns Volk ut'n Haar-
ten künmt, 'n sien Gefäul hett, sleug, ahn dat wi dat wiesß würden, sien
eirsten Wöddeln. De Heimatbund, wo Fritz Buddin sien Daum in harr, stunn
up de Bunn. Mit ein Mal heit dat (1926): Richard Wossidlo is werre dor,
hei hett sien „Buernhochzeit“ schräben. Na is segg: dat weir wat up unsen
Buddin sien Wäöhl. Hei hal sid sien ohlen Spälers tausam un näum
jungen dortau. Ja harr nu all twei grot Jungs dorbi, ebenso as uns ohl
Mitspälerin Fru Feuer, dei ditmal de Brutmudder spälen müß. Wat sall
id seggen? Wossidlo, dei tau de drütte Ufsührung rāöwer kamen wir, sprümg,
as't ut weir, up de Bühn un geiw den Köstenbierer (Alfred Ahrendt) 'n
Kuß! „Witten manß de Smink“, vertell de ohl Alfred naber un wull sid
ümmer dahl lachn, hä, hä! Wat weirn wi vergnāugt. Wossidlo fñhrt mit
mi de Polenāß up, as de Ball angüng, un danz mit mi Walzer dreimal
rüm. Ja harr gornich dacht, dat hei mit sien 70 Johr noch jowat trecht freeg!

Nach de „Buernhochzeit“ harr de Heimatbund eirstmal 'n ganze Reig von
Spälbälen ut de Nahverschaft tau Gast. Buddin wull de Schönburger mit
de besten von de vālen niegen plattdütschen Stüden bekannt maken, hei wull
äöwer of woll, dat sien Spälers Annerscheid kennen lierten. As sei em sä-
den, jowat freigen sei of farig, harr hei nix dorgegen un slög ehr de „Aust-
köst“ von Elisabeth Schröder vör. Dat is dat letzte Stüd, wat id mitspält
heiw, an'n 28. un 29. Okt. 1933. Von dat grote Personal, wat dortau nödig
weir, bleiw 'n lüten Druw von de Besten tausam un näumten sid „Spiel-
schar des Heimatbundes“. Sei hebbt allerlei updreiht, allein 5 Stüden von
Elisabeth Schröder, un denn noch den „Etappenhasen“ von Bunje un jogor
„Mudder News“ von Stavenhagen. Dat letzte weir 25. 3. 1939 „Fassel-
abend“ von Elisabeth Schröder. Dunn käum de tweede Weltkrieg. Uns
Mannslüd müßten an de Front, un wi Frugenslüd harrn nu of wat an-
ners tau dohn as Theater spālen. Berta Schwardt geb. Maasß.

So — nun Schluß mit der nachträglichen Geburtstagsfeier. Mehr
Raum gebe ich dafür von meinen „Mitteilungen“ nicht her! Ich danke
dem Heimatbund für die Ehrung auf der Titelseite, ich danke meinen
drei alten Schülern für die Aufzeichnung spaßiger Ländchen aus der
Jugendzeit, und ich danke endlich meiner alten Theaterfreundin, die
von unserer gemeinsamen Arbeit auf den Brettern, welche die Welt
bedeuten, erzählt — Doch jetzt entfernt euch, schwankende Gestalten.
Es wird höchste Zeit, daß ich wieder zur Arbeit komme. Bd.

Dorfbuch von Klockenhagen

(Eine Buchbesprechung mit Beigaben)

Von Fr. Buddin

Die große Verwandtschaft des Wortes „Hagen“, ganz abgesehen von seiner erst spät erfolgten Abzweigung in die Familiennamen, führt ihren Ursprung auf abh HAGAN, Dornbusch, zurück. Man kam schon früh dahinter, daß die wehrhaften Dornesträucher sich dazu eigneten, ein dem Urwald abgerungenes Stück Acker einzufriedigen, zu hagen. Bald bildete sich der übertragene Begriff „hegen“ für eine Sache, die geschützt, aufbewahrt, gepflegt werden sollte, bis hin zu dem abgeschwächten „einen Verdacht hegen“. Dazu kamen die Nebenformen: Hegehe (beim Wild), Hag (Gebüsch), Hede (Hedewirtschaft), Hain (Hainbuche), Hagedorn, Hagebutte, Hedenrose, ja sogar wahrscheinlich auch Heze (der böse Geist im Waldversteck). Von der Kolonisation her entsteht der Ortsname auf -hagen dort, wo ein Dorf „aus wilder Wurzel“ erwächst, d. h. aus dem Urwald als Waldhufendorf herausgeschnitten wird. Wir haben im Rasebugischen nur ein einziges Beispiel eines solchen Waldhufendorfes, nämlich Lübbeerhagen (vgl. „Quellen der Heimat“, Reihe 4, Heft 5, S. 11); denn unser Falkenhagen gehört nicht hierher, obwohl der Name auf -hagen endet. Dagegen sind die Hagen in der Rostock-Ribnitzer Heide so häufig, daß man mit seinen zehn Fingern nicht auskommt, um sie zu zählen. Sieben davon habe ich mit Völkshagen zusammen genannt, als ich im vorigen Jahre von Helmuth Schröder erzählte, und Klockenhagen war nicht mal darunter. Es liegt an der Chaussee von Ribnitz nach Müritzhagen a. d. Ostsee, also unweit der pommerschen Grenze.

Doch wie kommt das Dorf zu dem Bestimmungsnamen „Klocken“? Der Verfasser des zu besprechenden Buches — Moment mal, wir müssen ja erst den vollen Titel uns ansehen. Er lautet:

Dorfbuch von Klockenhagen, von Karl Krambeer, Rektor a. D. in Ribnitz. 100 Seiten, Karten und Abbildungen. Verlag Adlers Erben, Rostock. Preis 4 Mk.

So — also ich wollte sagen: Verfasser läßt die Frage offen und zwar mit Recht. Wenn wir zu unserem Klockendorf b. Carlow, das er neben seinem Klockenhagen auch anführt, noch das Rittergut Gloxin b. Friedland hinzunehmen, da es noch im 16. Jahrhundert Gloxin heißt, dann hätten wir unser liebes Mecklenburg an drei ganz weit voneinander liegenden Punkten abgepriekt und könnten allenfalls nach dem Staatskalender noch Klockow b. Waren, Klockow b. Ivenack, Klockow b. Friedland im fr. Amt Stargard und Klocksin b. Lübz namhaft machen, doch wir finden nirgends eine Erklärung. Kühnel deutet nach seiner Art: „Ort des Klokata“, setzt aber ein Fragezeichen dahinter. Klokotz heißt Sprudel, schreibt er. Krambeer bemerkt noch, daß in alten Akten und Kirchenbüchern zuweilen Klockenhagen geschrieben sei, und tut mit einem Scherzwort die Meinung ab, es wären hier ehemals die Kühe mit umgehängten Glocken auf die Weide getrieben worden. Dabei fällt mir ein, daß die Jungs in Gloxin, das in meiner Heimatgegend liegt, sich mit dem Ausruf neckten: „Du bist woll ut Klock sööben!“

Es ist nicht leicht, die Geschichte eines Dorfes zu schreiben. Bei Städten geht das insofern glatter, als man abschreiben kann, was andere Leute bereits ausgeforscht haben. Sollte sich jemand über die Geschichte von Schönberg hermachen, so fände er „Stoff“ in Hülle und Fülle! Aber beim Dorf ist das anders. Da heißt es, „aus wilder Wurzel siedeln“, d. h. es sind verstaubte und schwer zu entziffernde Akten durchzuwacern, und daneben muß von Haus zu Haus gelaufen werden, um dies oder jenes zu erfragen, wobei man dann gewahr wird, daß die liebe Volksüberlieferung gar zu oft irrt und allerhöchstens bis zur Großmutter zurückreicht.

Ein Dorfbuch wie das von Klockenhagen ist selten. Ich wenigstens kenne außer ihm nur noch die bereits 1884 bei Bärensprung erschienene „Geschichte des Dorfes Büschow“ von Dr. F. E. J. Schildt, Archivar und Regierungsbibliothekar zu Schwerin. Der Verfasser war, bevor er 1880 dem Ruf in die Residenz folgte, Realschuldirektor in Schönberg, als Nachfolger (1876) von Dr. Armbrust. Büschow, damals im Domänenamte Warin gelegen, ist sein Heimatdorf. Hier wurde er, Franz Christian Joachim Schildt, am 10. 6. 1841 als Sohn des Häuslers (Tagelöhners) Joachim Schildt und dessen Frau Auguste geb. Behnde geboren. Seine Dorfgeschichte, 97 S. gr. 8^o umfassend, hat weder Bilder noch Karten. Sie stützt sich ausschließlich auf Urkundenmaterial seines Archivs, wobei er besonders die Familienzusammenhänge berücksichtigt. Seine Sippe, so weist er nach, sitzt schon 1616 auf Stelle IV dort. Im Sommer 1891 wurde Dr. Schildt Direktor des Statistischen Amtes, am 1. Okt. 1900 trat er, inzwischen zum Geh. Regierungsrat ernannt, in den Ruhestand. Er starb 24. 10. 1909 zu Schwerin an einem Herzleiden. Sein Lebensabend hatte bei ihm wie bei jedem Menschen die Erinnerung an seine Jugendzeit mächtig gewekt, so daß er unter dem Titel „Ein Bauerndorf im Großherzogtum Mecklenburg-Schwerin vor 50 Jahren“ bei Herberger in Schwerin 1907 abermals ein Buch erscheinen läßt, bei dem ihm sein Heimatdorf sozusagen Modell steht. Das erste Buch schließt mit 1819 ab, weil im Herbst dieses Jahres der Sternberger Landtag die Leibeigenschaft aufhob und damit eine neue Entwicklung der dörflichen Verhältnisse ermöglichte. Das zweite Buch läßt Urkunden völlig außer acht. Es entwirft ein Bild mit all dem köstlichen Kleinkram, der dem Verfasser in der Erinnerung haftet. — Es ist nicht ohne Reiz, neben diese beiden „Dorfbücher“ das von Klockenhagen zu stellen. Krambeer arbeitet fast ausschließlich auf Grundlagen, die ihm das Staatsarchiv bietet, führt aber die Geschichte des Dorfes, das übrigens nicht sein Geburtsort ist, bis in die neueste Zeit hinein. Bei aller Gewissenhaftigkeit in der Urkundenverwertung und einem offensichtlichen Bestreben, alle Phantastereien zu vermeiden, haben sich doch anschauliche und unterhaltsame Skulpturbilder gestalten lassen. Zum Beweise hat der „Schönberger Anzeiger“ (in dessen Druckerei das Dorfbuch von Klockenhagen hergestellt ist) in der Nummer vom 23. 1. 1943 einige Kostproben gebracht.

Karl Krambeer ist 17. 11. 1867 in Wanglitz bei Grabow geboren. Nach damaligem Brauch wurde er, um Lehrer zu werden, von 1883—1886 im Präparandum zu Neukloster vorgebildet und war dann 1886—1889 sogenannter Assistent in dem sagenumwobenen Ramm, dem Dorfe „mitten in der Welt“, wo dem Schulmeister die besondere Pflicht oblag, die Erdschne regelmäßig zu schmieren. Dieses verantwortungsvolle Amt war damals allerdings bereits abgelöst. Krambeer besuchte 1889—1891 das Seminar in Neukloster, war 1891—1894 Lehrer in Ludwigslust und dann an der Volksschule für Knaben in Wismar. 1897 legte er in Schwerin die Mittelschullehrerprüfung in Religion, Geschichte und Erdkunde ab, worauf er als Mittelschullehrer an der Mädchen-Mittelschule in Wismar angestellt wurde. In den folgenden Jahren bereitete er sich auf das Rektoratsexamen vor, das er 1902 in Magdeburg bestand. Ostern 1909 verließ er Wismar, um an die Ribnitzer Volksschule als Rektor zu gehen. Das ist er bis Ostern 1933 gewesen, wo er nach Erreichung der damals festgesetzten Altersgrenze in den Ruhestand trat.

Rektor Krambeer hat eine Reihe von pädagogischen Schriften verfaßt, die jedoch unserem Leserkreis zu fern liegen, um die Namhaftmachung zu rechtfertigen. Es könnte höchstens noch gesagt werden, daß er 1905—1911 Herausgeber des Meckl. Schulblattes (wohl zu unterscheiden von der Meckl. Schulzeitung) gewesen ist und daß er eine Sammlung „Mecklenburgischer Sagen“ (1926 in zweiter Auflage, 215 Seiten, Verlag Demmler in Rib-

nitz) mit einer Nebenausgabe für Schulen veröffentlichte. Seine Lehrbefähigung für den Religionsunterricht brachte es mit sich, daß er 1921 der Verfassungsgebenden Meckl.-Schwerinschen Landesynode angehörte und 1922 bis 1927 der ersten ordentlichen Synode. Von 1928—1933, also bis zu seiner Pensionierung, war er Stadtverordneter und zugleich Stadtverordneten-vorsteher. Dieses Amt, besonders aber seine Vorliebe für geschichtliche Studien, hatten zur Folge, daß er dem Werden und Wachsen der ihm anvertrauten Stadt seine Beachtung schenkte und ihr eine Chronik schrieb: „Ribnitz in Vergangenheit und Gegenwart“ (1938, Selbstverlag, 605 Seiten). Die gute alte Fischer- und Schifferstadt hatte damit sozusagen einen Rekord erreicht, denn es war ihre dritte, und es dürfte wohl keine mecklenburgische Stadt geben, die eine gleich große Zahl aufweisen kann. Schon 1853 hatte Dr. med. Carl August Tott seine „Geschichte der Stadt und des Klosters Ribnitz“ drucken lassen, eine Arbeit von etwa 200 Seiten. Dr. Tott stammte aus Stargard i. P. und hatte sich 1826 in Ribnitz als Arzt niedergelassen. Er starb 1. 10. 1856, eben 61 Jahre geworden. Die zweite Chronik ist 1933 im Anlaß der 700-Jahrfeier von Ribnitz erschienen und trägt den Titel „Geschichte der Stadt und des Klosters Ribnitz 1233—1933“. Verfasser ist Dr. phil. Paul Kühn, Studienrat in Neubrandenburg, jetzt in Neustrelitz. Sein Vater Carl Kühn, gest. 1921, war Kapitän in Ribnitz, sein Großvater Schiffszimmermann ebenda, er ist also Ribnitzer von Hanse aus. Schon bibliophil betrachtet (ich möchte mich in meinem Urteil auf diesen Standpunkt beschränken) ist diese Chronik ein Prachtstück. Bei einer Auflage von 2000 Exemplaren auf 750 Seiten Großformat, mit 11 Tabellen und 207 Abbildungen (der Druck ist in Berlin erfolgt) konnte dieses Werk nur durch Aufwand außergewöhnlicher Geldmittel der Öffentlichkeit übergeben worden sein. Und so ist es. Sein Jugendfreund Dr. jur. h. c. August Diehn, geb. 1874 zu Ribnitz, Generaldirektor des Kalisyndikats in Berlin, „ein wahrhaft königlicher Kaufmann“ — so heißt es auf der Widmungsseite — „hat mit geradezu beispielhafter Heimatliebe die großzügige Ausstattung des Buches ermöglicht.“ — Es ist gefragt worden: war eine dritte Chronik von Ribnitz nötig? Nein und ja. Nein, weil manche kleine Stadt froh wäre, wenn sie eine Stadtgeschichte wie etwa die von Dr. Kühn besäße. Ja, weil es dem Verfasser möglich war, in die riesigen, jedoch bisher ungeordneten und unbeachteten Bestände des städtischen Archivs einzudringen und weil er durch Ausnutzung einschlägiger Urkunden der Familiengeschichte zu ihrem Recht verhelfen konnte. Der textliche Inhalt der Krambeerschen Chronik übertrifft denn auch den der Kühlschen bei weitem. Daß einheimische und auswärtige Geldleute die Herausgabe des Werkes ermöglichten, zeugt auch hier von dem Opfer Sinn der Beteiligten.

Doch steigen wir von diesen glänzenden Höhen wieder herab zu dem Begriff des bescheidenen Dorfbuches. Seit Jahresfrist liegt bei mir im Heimatmuseum ein dickes Buch mit der Aufschrift *Unsere Dorf-Chronik*. Der Einband in grau Leinen (Handarbeit) ist mit einer schwarzen Kordel geziert. Die Maße sind 45:30 cm, dick ist es 8 cm und sein Gewicht beträgt (leer) fast 9 Pfund. Laut beiliegender Rechnung stammt es aus dem Gemeinde-Chronik-Verlag Arno Stein, Kleinmachnow über Berlin-Zehlendorf, Hakenheide 64. Im Auftrage des Landratsamtes in Schönberg ist es 20. 12. 1940 der Dorfschaft Mochsdorf b. Carlow vom Verlag übersandt worden, deren Bürgermeister es mir mit dem Wunsche vorgelegt hat, die Bearbeitung vorzunehmen. Bürgermeister? Dazu gehört eine Erklärung. Die uralte eingeseßenen Dorfschulzen, ursprünglich als solche mit einem Stück Land, der sogenannten Schulzenkoppel, bevorzugt, gibt es als Inhaber dörflicher Gewalt nicht mehr. Ihr Schulzenhorn, womit sie ihre Dorfschaft zusammenbläsen ließen, wenn Not am Mann war, hängt erinnerungsschwer im

Heimatismuseum. Durch einen Erlass von 1920, von der Landgemeindeordnung vom 27. 7. 1922 in neuer Fassung bestätigt, sind die Orts- oder Gemeindevorsteher durch Gemeindeväbhlen zu ernennen. Nach der Deutschen Gemeindeordnung vom 30. 1. 1935 werden sie heute nicht mehr gewäbht, sondern von der Regierung berufen. Zugleich führen sie im ganzen Deutschen Reich den Titel Bürgermeister.

Selbstverständlich konnte der Dorfschulze auf seiner Stelle I ebenso zum Ortsvorsteher gewäbht, wie zum Bürgermeister ernannt werden, was auch durchweg geschehen ist. Soweit ich sehe, haben alle Dorf-Bürgermeister des Kreises Schönberg die Orts-Chronik erhalten mit der Aufgabe, sie auszufüllen. Einige haben das auch gemacht oder (wohl meistens von den Ortslehrern) machen lassen (ich kenne z. B. die ganz vortrefflich ausgeführte Bearbeitung von R i e p s). Andere wußten es nicht recht anzufangen, und zu diesen gehörte der Klostsdorfer, der übrigens angestammter Schulze ist. Ihm sollte ich helfen. Aber mir kam das Ansinnen nicht geheuer vor. Denn, so sagte ich ihm, was wüßte ich von Klostsdorf? Gewiß, ich hätte die Flurnamen dort bearbeitet und dabei von den Höfen manches aufgeschrieben, was in Kürze zu bekommen war (was er übrigens nicht wußte, da er kein Mitglied im Heimatbund ist und darum auch unsere Hefte nicht lieft), doch genüge das für den hier gegebenen Zweck bei weitem nicht. Ich müßte mich doch erstmal einige Wochen im Dorf aufhalten und ferner einige Tage im Archiv und in der Sippentanzlei zu Schwerin arbeiten, wobei ich bezweifle, ob die entstehenden Unkosten, auch wenn ich auf ein persönliches Honorar verzichtete, von der Ortschaft getragen würden. Also kurz: das Buch blieb liegen und ist bis heute leer.

Ein anderes Bild. — In den vergangenen Weihnachtsferien kommt mein alter Freund und Kollege Rudolf Beckmann aus Neumünster zu mir und trägt ein dickes, schweres Paket unter dem Arm. Ranu — ein Festbraten? Das könnte passen. Ich werde neugierig, und er widelt aus. Ei sieh da, wieder eine Chronik! jedoch diesmal aus Carlrow, wo sein Bruder Emil Bürgermeister ist, zwar kein angestammter, aber doch ein fixer Kerl, was schon daraus hervorgeht, daß er den Rudolf, den Schulmeister, für die Bearbeitung der Chronik gewonnen hat. Denn man staune: das dicke Buch ist gefüllt! Was das bedeutet, weiß ich. Daraufhin habe ich mir ja das Klostsdorfer genau angesehen. Zwar bot dies in seinem leeren Zustande nichts Besonderes, aber die Beigaben des Verlages ließen bis herab zu einem Beutelchen mit Photoecken deutlich erkennen, daß ein gewiegter Praktiker die Hand im Spiele gehabt hatte. In einer „Anleitung zum Aufbau der Chronik“ zählt er auf 11 Schreibmaschinenseiten alles, aber auch wirklich alles auf, was ihm zur Berücksichtigung geeignet dünkt, und das bedeutet allerlei. Carlrow ist ein großes Dorf. Also konnte der Bearbeiter nur dadurch zum Ziel kommen, daß er seine Ferienwochen beim Bruder verlebte, von wo aus ihm die Pfarrakten, Gemeindeakten, Aktsakten und schließlich auch die Vereinsakten greifbar waren. Allerdings hat Carlrow schon seine Literatur. Da ist vor allem die für Carlrow, Samtow und Bogez bereits gedruckt vorliegende „Geschichte des Kirchspiels Carlrow“ von Otto Stein. Weiter hat unser Heimatbund in diesen Mitteilungen manches gebracht, manches hat im Schönberger Heimatkalender gestanden, und schließlich haben Tageszeitungen und sogar Monatshefte in manchmal sehr ausführlichen Aufsätzen über das interessante Dorf berichtet. Alles das hatte der gute Junge (er ist es, der in diesem Heft das Albumblatt zu meiner Carlrower Stromtied schrieb, er wurde am 7. 3. 1943 auch schon seine 62 Jahre) sorgsamst gesammelt, es zum Teil mit der Schreibmaschine kopiert oder doch in Auszügen mit Quellenangabe eingeklebt. Dazu sind photographische Aufnahmen angebracht, wo es möglich war und wünschenswert erschien. Sehr ausgiebig hat er schließlich das Ergebnis eigener Forschung

handschriftlich beigegeben, z. B. über Brauch und Glauben seines Heimatortes, über Sagen, örtliche Ereignisse usw. Alles in allem: hier liegt eine Arbeit vor, die als mustergültig bezeichnet werden muß.

Und trotzdem. Soll man nun den verschiedenen Ortschaften zurufen: „Geht hin und tut desgleichen?“ Ich komme von dem Gedanken nicht los, daß der an sich so lobenswerte Eifer für die Einrichtung einer Dorfschronik falsche Wege wandelt, zum mindesten, soweit über die einfache Führung eines örtlichen Tagebuches hinausgegangen werden soll. Nicht jeder Bürgermeister ist ein Schriftsteller, und der Schullehrer eines Dorfes ist es auch nicht immer, selbst wenn er seine oft recht karg bemessene Zeit hergeben möchte. Nein — ich meine anderes. Verfasser der vorhin genannten „Anleitung“ ahnt auch schon so etwas, wenn er empfiehlt, „ein Zweitstück von der Chronik anzufertigen und am sicheren Ort aufzubewahren, um vor Verlusten bei Feuer, Diebstahl usw. geschützt zu sein.“ Sein Vorschlag, das wertvolle Chronikmaterial in einer sogenannten Handwerkslade, ähnlich den alten Zinnungsladen, bei Gefahr schnellstens in Sicherheit zu bringen, läuft auf dasselbe hinaus. Doch weiter! Man bedenke, daß so eine Ortschronik auf Jahrhunderte hinaus berechnet ist. Wir staunen heute über Urkunden, etwa aus der Zeit vor dem Dreißigjährigen Kriege, wo man mit einer Tinte schrieb, die bis in unsere Tage hinein unverwundlich klar sich gehalten hat. Das ist heute leider anders. Es mag nur ausnahmsweise vorkommen, daß unsere Tinte schon nach Jahrzehnten verblaßt. Aber die gewöhnliche Tinte unserer Schreibmaschinen, das weiß ich als Museumsverwalter aus Erfahrung, ist schon nach wenigen Jahren nicht mehr zu lesen. Was hilft da? Antwort: Allein die Druckschwärze. Eine Ortsgeschichte sollte gedruckt werden. Damit wäre auch die Gefahr des Verlorengehens beseitigt, denn es ist nicht anzunehmen, daß eine Auflage von 300 oder 500 Exemplaren je reiflos verschwindet.

Doch ich höre schon den Einwand: Wer soll's bezahlen? Nicht jede Ortschaft ist so glücklich wie Klockenhagen, dem der Ribniger Rektor die Geschichte geschrieben hat, nicht jede Ortschaft aber auch so opferbereit, daß sie die doch immerhin wohl so gegen tausend Mark betragenden Druckkosten auf sich nehmen mag oder kann. Das stimmt alles. Darum aber sind wir in unserem Heimatbund seit Jahrzehnten bestrebt gewesen, die Kirchspiele zu einer Chronikgemeinschaft zusammenzufassen, denn der erweiterte Bezieherkreis kann die Herstellungskosten des Druckwerkes decken. Krüger-Plöen mit seinen „30 Dörfern“ (also dem Kirchspiel Schönberg) machte den Anfang. Dann folgte die prächtige dreibändige Ausgabe der „Geschichte des Kirchspiels Selmsdorf“ von Alfred Horn (der 3. Band von Heinrich Sterley). Das „Kirchspiel Carlow-Dehern“ hat Otto Stein in Angriff genommen, so daß wir, wie oben erwähnt, einen einstweiligen Druckatz bereits veröffentlichen konnten. Auch Friedrich Schmidt „Geschichte des Kirchspiels Biethen“ liegt als Manuskript druckbereit, das erste Heft „Hof Mechow“ hat Dant gelblicher Unterstützung der dort in Betracht kommenden Familie Stamer schon 1935 in Druck erscheinen können. Mit großer Freude haben wir die jüngst erfolgte Drucklegung der seit 1922 bereit liegenden „Geschichte des Kirchspiels Herrnburg“ von Dr. Adolf Munkel begrüßt. Sie ist im Verlag Blut und Boden der Reichsbauernschaft Goslar erschienen. Schade, daß als letztes unser „Kirchspiel Schlagsdorf“, wo ganz besonders wertvolles Material der Zusammenstellung harret, noch fehlt, doch zweifeln wir nicht, daß auch dort der Bearbeiter bereits am Werke ist.

Nun verstehe man uns um Himmels willen nicht falsch. Hier handelt es sich um Drucklegungen! Wo die Einzelchronik eines Dorfes in der, nun sagen wir: luxuriösen Aufmachung bereits erfolgt ist oder vorgenommen werden soll, da freut sich niemand mehr darüber als der Heimatbund. Seine Bedenken sind lediglich von den angeführten Umständen geweckt wor-

den, und da diese nicht wegzuleugnen sind und wir uns — im Gegensatz zu Klostern — auf handschriftliche Aufzeichnungen beschränken müssen, so möchte ich auch hier einen persönlichen Vorschlag noch einmal wiederholen, nämlich den, neben der gedruckten Kirchengeschichte eine handschriftliche Chronik der einzelnen **Höfe** (auch der Büdnereien) zu führen. Das kann in einem Schreibbuch zu fünf Groschen geschehen, und wenn man sich vom Buchbinder eins mit Lederrücken machen läßt, um so besser. Aber es muß **handlich** sein! Wird dieses „Erbhofbuch“, oder wie wir es nennen wollen, mit den jetzt überall vorhandenen Ahnenpässen, mit Familienurkunden (Geburts- und Trauscheinen), mit der Feuer- und Lebensversicherungspolize und, nicht zu vergessen, mit dem Sparfassenbuch gemeinsam in einen nicht zu großen Kasten, besser noch in eine verschließbare Kassetten gelegt, so ist anzunehmen, daß dieses „Heiligtum“ gegriffen und zur Not mit dem nackten Leben zusammen geborgen wird.

Soweit ich die Rakeburger kenne, mögen sie sich und ihre Familie nicht gern „in der Zeitung“ behandeln lassen. Viel lieber lesen sie, was über den Nachbar geschrieben ist. Und ich kann mir schon denken, daß der Bürgermeister manches „nicht gerade zu wissen braucht“ und noch weniger der Mann, der ein zu druckendes Buch darüber schreiben will. Ebenso wie in der hohen Politik gibt es auch im kleinen Dorfleben Vorkommnisse, über die erst das Gras gewachsen sein muß, bevor sie das Licht der Öffentlichkeit vertragen. Hier kann nur das handschriftlich geführte Erbhofbuch helfen! Ich sehe über diesem Hauswirt an einem Winterabend in der warmen Stube sitzen. Er weiß, daß ihm niemand über die Schulter schaut. Sollte er da nicht zur Feder greifen und aufschreiben, was ihm das Herz bewegt? was die Leute murren und was er davon für richtig hält? Für seine Nachfahren wird das nach Jahrhunderten von unschätzbarem Werte sein. Was würden wir uns freuen, wenn schon die Vorfahren unserer heutigen Bauern so etwas gemacht hätten. Gewiß — die Amtsakten bieten in ihren Berichten, Protokollen und Erlassen allerlei, was sich der Heimatforscher mit Spannung notiert, aber diese Bilder sind irgendwie „gestellt“ und den Momentaufnahmen, wie das Erbhofbuch sie geben könnte, nicht gleichwertig. Ich möchte auch noch auf die tagebuchartigen Eintragungen hinweisen, die mancher Ortspfarrer früherer Jahrhunderte mit der Gänsefeder in die alten Kirchenbücher hineingekritzelt hat. Welch kostbarer Schatz liegt da oft in einer einzigen Notiz!

Allen Respekt vor den gemalten Stammbäumen (die in den rakeburgischen Bauernstuben gar nicht so selten anzutreffen sind), vor den Ahnenpässen (heute sozusagen amtlich angefordert), vor den Dorfsippenbüchern (die neuerdings in durchaus löblicher Weise sogar gedruckt aufgestellt werden) — aber das sind Knochengestelle, an sich natürlich notwendig, doch ohne Fleisch und Blut. Sie zu „beseelen“ ist Sache der Erbhofbücher und — des Dorfbuches, wenn es glückt, ein solches drucken zu lassen. Damit sind wir wieder bei unserem „Dorfbuch von Klostern“ angelangt. Ich wollte ihm eine kurze Besprechung schreiben, und nun ist etwas ganz anderes daraus geworden.

Soll ich ihm nun, wie das so üblich ist, einen lebhaften Absatzmarkt wünschen? Das wäre leeres Gerede. Denn wer in Klostern wohnt oder seine Ahnen dort weiß, der wird es schon kaufen, aber ein großer Bezieherkreis ist damit nicht gewährleistet, dazu ist der Ort zu klein. Nur eins möchte ich sagen. Sollte eine Dorfgemeinde opferbereit genug sein, es Klostern gleichzutun, und sollte jemand mit Neigung und Geschick die Bearbeitung übernehmen wollen, so sei die Krambeersche Arbeit als Muster empfohlen. Möge das liebe Büchlein dann auch auf diese Weise den Segen stiften, den jede ehrliche Heimarbeit in sich birgt.

Uns oll Meiborgs Mudder

Von Elise Wigger (In Rakeburger Platt)

Wenn du up den Corlower Kirchhof ehr Graw söchst, findest du dat nich. Kein Krüz wiest di den Plak, wo sei graven liggt. Köwer in uns Hart hett sei sif sülbst ein Denkmal sedd, un dor steiht dat, solang as wie lant.

Meiborgs Mudder wahn in unsen Katen bi dat Samtower Schultenhuus. Kein Nacht wier ehr tau swart und kein Weg tau deip, sei wier immer för uns prat. Sei hett an manches Krankenbett säten, sei hett dei Doden mit tau Graw bröcht un uns Kinner in Empfang nahmen, wenn wi burn würdn. Sei hett väl Leid un väl Freud mit uns erlert un mit uns dragen, un darum is sei of „uns Meiborgs Mudder“ worn. Schriewen künn sei nicht. Drei Krüze wiern ehr Namensteifen, äöwer sei harr 'n hellen Kopp un dat Hart up den richtigen Plak.

Ganz swack kann id mi of noch up Meiborgs Badder besinn. Sei fauder bi uns de Rauh un wier 'n richtigen ollen Griesgram, un wi muchten nich giern wat mit em tau dauhn hebbn. Köwer hei harr wat an sif, da uns doch ümmer merrer na em hentrock. In sien Fauderkamer wier in ein'n Balken ein Loch instemmt, un dor har hei sien Füertüg in; denn hei sleug sif noch sülbst dat Füer, wenn hei sien Piep ansteck'n wull. Un dat muchten wi Görn doch tau giern seihn.

Meiborgs Mudder würd vel in d' Schultenhuus brukt. As id noch 'n lütt Diern wier, kunn id nich den richtigen Ton tau ehr finn, id sähr nämlich „du“ tau ehr, un dat deden sülbst ehr eigen Kinner nich. Awer nahtstens kunn id of gaud mit „Hätt Sei“ un „will Sei“ farig warn. „Ik arbeet so, dat id wat upptauwießen heff“, sār sei, un dissen Grundsatz is sei bāt in dat hoge Eller tru blāwen. In 'n Sommer güng sei mit tau Zell' un bünn un lad mit dei jungen Dierns üm dei Bett. Much of noch sobel Dießel mant denn Hawern wāsen, Armhandtschen brukt sei nich, ehr Arms seigen denn of ut as gegarstes Lārrer. Sull ba'kt warn, kām Meiborgs Mudder all denn Dag vörher. Denn sett sei dat Backholt in denn Aben, māt denn Sührborn heit, jüür denn Deig an, un wenn sei em schön warm mit 'n Pöohl taudeckt harr, wier sei för dissen Dag farig. „Meiborgs Mudder, nu kunn sei morgn of nich so tierig“, sār min Mudder tau ehr, denn trār sei Klock 4 an. Sei steik dat Füer an, knār denn Deig ut un māt dat Brod trech. Denn raf sei dei Kahlen ut den Aben, sār em mit 'n Biesaut-wiep rein, gasselt dat Brod un scheinu dat rin. Dat muß alls tauschied wāsen, wenn dei Knechts taum Kassef rinteumn. Tau d' Gānschlachten wier sei Klock 3 dar. In dei Lüerstuw würrn dei Gāus plükt, un Klock 6 künn fein Minsch mihr sein, wat dor loswest wier. Rauh- un Swienschlachten güng natürlisch of nich ohne Meiborgs Mudder. Wer sull sūs woll Stip-pels un Swattsuer faken? Denn ba'kt sei uns 'n roden Panntaufen, un jeder von uns Görn freig extra ne lüdde Wust, un dei smeck doch vel bāder as all dei annern.

In'n Winder besöchen min Swester un id uns Meiborgs Mudder manchmal in'n Schummern. Denn seit sei mit ehr Knüthaaß an't Fenster un vertell von Kinner un KindsKinner un von ole Tiden, as sei as jung Diern in Groten Küünz bi'n Buurn deint harr, donn harrn sei noch mit up dei Koppels müßt tau'n Pleugen un Egen. Arre sei vertellt of von den Spāuk. Spāuken dehr dat dull in dei Gegend. In den Lütten Dieß stünn'n twei Pier un glohten einer mit grote, wille Dogen an; steig man bi Maafsen Katen äwer dat Stāgels, denn ha'kt einen een Haas up; bi 'n Krüzweg begeben einen 'n groten, swatten Hund mit fürige Dogen; up

den Ratsberg*) reid de ol Harnack up 'n witten Schimmel! Meiborgs Mudder wuß, dat dat 'n Spänt geiw, sei harr em sülbst bi unsen Bachhuns seihn un sit bös versiert. Äöwer sei glöwt dor je nu nich mihr an, sår sei. Ob sei dorin Recht harr, weit it nich, jöbel is gewiß, dat mi dei Sacken mächtig fort wüern, wenn it dort vörbi müßt, un sull it gar öwer dat Stägels bi Maacken Katen, läup mi 'n Gruseln öwer denn Pudel. Doch mi is kein Haas uphadt, un it heß of kein'n Spänt tau sehn krägen. Dat sall dunn dor all allerhand klaue Minschen gäwen hebben, „upgeklärt“ neumen sei ehr, un mit dei sall sit dei Speuk nich verdrägen läön.

Himmelfohrtsdag harr Meiborgs Mudder Geburtsdag. Denn tröt sei ehr Staatspie mit den sülwern Band an, neum ehr Gesangbau mit 'n wittes Taschendaun un 'nen Struß von Goldack urre Pingstnägels dorup un güng tau Karl. Hier snack sei mit ehrn Herrgott, un denn besöch sei ehr Leiben, dei all up den Kirchhof leigen. Wiere wüer dor of niks von makt; äöwer dat wier ümmer 'n Festdag, un sei harr ehr Kinner üm sit. Wier dat nich 'ne schöne Fier? It wull, it harr of Himmelfohrt Geburtsdag!

Ku is uns oll Meiborgs Mudder all lang in de Wohrheit, un it denkt, dat uns Herrgott ehr of gaud brufen kann bi dei vele Arbeit, dei sien Minschenkinner em makt. Dei lütten Engels ward sich gewiß bel Rat bi ehr halen, un sei knütt ehr woll Fusthandschen, wenn sei in 'n Winder up de kole Zhr dal säölt.

) Der „Ratsberg“ ist das Gelände links am Wege von Carlow nach Samkow. Auf ihm wurde im Frühjahr 1871 der neue Friedhof angelegt, worauf der alte im Dorf bei der alten Kirche einging. Vom alten Carlower Pastor Harnack, der 4. 1. 1847 im 86. Lebensjahre gestorben ist, will man wissen, daß er zu mitternächtiger Stunde „auf einem weißen Schimmel reitend“, gesehen werde. Harnack stammte aus Sagenow, wo sein Vater Bürger und Tabakspinner gewesen ist. Bevor er Pastor in Carlow wurde (1800), amtierte er als Subrektor an der Domschule zu Rakeburg. Er war verheiratet mit Sophie Johanna von Passow, Tochter eines dänischen Oberstleutnants, schritt aber im Alter von 79 Jahren noch zur zweiten Ehe mit einer Schwester von Propst Genzken in Rakeburg. Sein Sohn Adolf ist Kopist beim Justizamt der Landvogtei in Schönberg gewesen. Von seinen drei Töchtern, natürlich ebenfalls in erster Ehe geboren, war die älteste an den schwedischen Hauptmann von Schmitalow, die zweite an den Rechtsanwalt Georg Christian Friedrich Dufft in Schönberg (Vater von unserem alten „Aktuar“ August Dufft) und die dritte an den Tischler Starr in Carlow verheiratet. Dieser letztgenannten Ehe entstammte eine am 8. 2. 1832 geborene Tochter Luise Starr, die den Lehrer in Lockwitz und späteren Küster in Schönberg Heinrich Schulze (9. 9. 1830 in Mannhagen) heiratete. Diese Tochter ist im Hause ihrer späteren Stiefgroßmutter Genzken zu Rakeburg erzogen worden, weil ihre Mutter sich von Starr scheiden ließ, um die Frau von dem Küsterschullehrer Adolf Güttner in Carlow (* 21. 3. 1811) zu werden. Die Hochzeit fand am 5. 6. 1836 statt. Güttner heiratete, als seine erste Frau geb. Harnack 5. 9. 1850 gestorben war, die Försterstochter Emilie Wicht aus Rupensdorf. — Auf dem Ratsberg hat man zu Maschens Zeit Urnen gefunden, anscheinend aus dem Bronzezeitalter. Damit hängen die Sagen dieser Gegend zusammen. Es sollen Zwerge ein kleines Mädchen entführt haben usw. Als Wossidlo in den 90er Jahren in Carlow nach Sagen forschte, wurde ihm erzählt, daß Zwerge, die den Bewohnern der umliegenden Dörfer lästig geworden seien, nur hätten verschreckt werden können durch den Ruf: „Slach Knipps, slach Knoebel!“ Wossidlo hielt diesen Sagenzug für sehr bedeutsam und hat wiederholt nach Einzelheiten gefragt. Leider vergeblich. Vielleicht ist heute noch etwas darüber zu erfahren?

Die Holsten 500 Jahre im Rakeburgischen, 350 Jahre in Carlow

Von Hartwig Holst

Unser heutiges Holstein wird die Urheimat unserer Stammväter sein. Dr. Endler schreibt hierzu in seinem Heft „Die bauerliche Bevölkerung Mecklenburgs vor dem 30jährigen Kriege“ (Richard Hermes Verlag, Hamburg 1934) u. a. folgendes: „Beachtenswert ist, daß der Name Holste für einen aus Holstein Zugewanderten nur im Süden des Rakeburger Gebietes vorkommt. Dieses ist ein Beweis dafür, daß im Norden des Landes der Zuzug aus Holstein so stark war, daß dieser allgemeinere Name nach der Landschaft als Unterscheidungsmerkmal nicht ausreichte, während im Süden die Holsteiner spärlicher vertreten waren.“ So verdankt der Name des Dorfes Holstendorf am lauenburgischen Ufer des Rakeburger Sees seinen Ursprung ebenfalls der Ansiedlung von holsteinischen Bauern. Vordem hieß der Ort „Dudeischen Bogatze“ (Deutsch Pogeetz) im Gegensatz zum benachbarten „Wendischen“ Pogeetz. (Mitgeteilt von Herrn Otto Stein, Schwerin, z. Zt. im Osten. Hierbei sei gleichzeitig erwähnt, daß ich zu dieser Abhandlung sein durch den Heimatbund bei Lehmann & Bernhard, Schönberg, 1933 erschienenes Buch „Familiengeschichte des Kirchspiels Carlow“ benutzt habe.)

Schon in früherer Zeit haben also unsere Vorfahren ihre Urheimat verlassen. Sie sind entweder durch Krieg vertrieben worden, oder der Selbstständigkeitsdrang nach eigenem Grund und Boden ließ sie, ihre Heimat zu verlassen und eine neue zu gründen. Vielleicht ließ auch ein Lokator seine Werbetrommel schlagen, und unsere Ahnen folgten dem Rufe.

Wohl nur in wenigen Gegenden unseres Vaterlandes findet sich ein so bodenständiger Bauernstand wie im ehemaligen Fürstentum. So wird unser Name bereits im Steuerregister des Domkapitels 1444 in den Dörfern: Schlagsdorf, Wendorf, Mechow genannt (vgl. Krüger, Kunst- und Geschichtsdenkmäler II. Band „Das Land Rakeburg“). 40 Jahre später, also 1484, finden wir im nächstliegenden Dorfe Schlagsdorf auf der Stelle I, 1½ Hufen groß, einen Holste. In den folgenden Jahren wird auf dieser Stelle (1510—1532) ein Korte Holste genannt (Mitteilungen des Heimatbundes Jahrg. 16 Nr. 2), im Jahre 1488 außerdem auf der Stelle IV, 1 Hufe groß, Holste jun. (vielleicht ein Sohn des auf der Stelle I sitzenden Holste), 1510 ist hier Lange Holste, 1525 Hans Holste, 1537 Marquart Holste, 1551 Jochym Holste.

In dem alten Carlower Küsterkornregister, welches im 15. Jahrhundert ursprünglich geschrieben zu sein scheint, aber nur durch 2 Abschriften in den Visitationsprotokollen der Kirche von 1599 und 1620 überliefert ist, wird der Bauer Hartich Holste (um 1450?) aufgeführt; er hatte jährlich 1 Scheffel Hafer abzugeben.

Im Bederegister von 1553 werden in Mlodsdorf Patwell Holste und Hinrich Holste genannt, jeder zahlte 1 Gulden „vor 1 houe“ (d. i. 1 Hufe). Im gleichen Register wird Hans Holste in Schedingsdorf (d. i. Schadingsdorf) genannt, er ist mit 2 Gulden im Rückstand. Es ist anzunehmen, daß die Holsten hier im südlichen Teil die Kolonisation mitgemacht haben und als Seßwirte oder auch durch Einheirat von einem Dorf ins andere zogen.

In Carlow saß vor 350 Jahren auf der heutigen Stelle I als Hauswirt 1593 laut Türkensteuerregister des Amtes Stobe Chim Holste, er wird im Stober Küchenregister um 1600 auch als Chim Holstein bezeichnet und ist vielleicht ein Sohn der Holsten aus einem benach-

barten Dorf gewesen. Dieser älteste Holstenhof („Groß-Holst“) in Carlow wurde bei der Regulierung 1806 zur Schulzenstelle. Nachkommen des Chim Holste sind noch heute als Bauern und Handwerker im Fürstentum ansässig, viele wanderten auch wohl in die benachbarten Städte wie Lübeck und Hamburg und wurden dem Reich wertvolle Bürger. Die Stelle I war bis zum Jahre 1910 im Besitze der Holsten, deren Stamm hier mit Adele Holst (* 1893, † 14. 12. 1929 in Carlow), welche am 18. 5. 1917 Georg Stülpnagel (* 1881 in Pöckatel) heiratete, erloschen ist. Die Stelle VII zu Carlow „in der Büthen“ genannt, war seit dem 17. Jahrhundert eine erbliche Holst-Stelle gewesen, nachdem der aus Stelle I stammende Hans Holst hier die vorige Sippe Caven „in der Bütte“ im Besitz abgelöst hatte, der vielleicht seine Mutter Liesebeth Cavens entstammte. Seine Nachkommen wohnen in vielen Gegenden Deutschlands, manche verfolgten ihr Glück in Amerika.

Im Jahre 1902 verkaufte Hans Joachim Holst (* 1829, † 1. 3. 1902) diese Stelle („Klein Holst“) an Wilhelm Sparbier aus Brücklow. Dessen einzige Tochter Minna (* 1898 in Lübeck) heiratete Hans Holst aus Stelle VI (* 1892). So kam die ehemalige Holstenstelle wieder an einen verwandten Zweig der alten Sippe. Hans Holst, der seit der Adoption durch seinen unverheiratet gebliebenen Oheim Jochim Oldenburg den Namen Hans Holst-Oldenburg führt, ist Hauswirt auf den Gehöften VII und VIII und seit 1933 Kreisbauernführer. Sein Bruder Bodo Holst (* 1890) bewirtschaftet gemeinsam mit seinem Vater Heinrich Holst (* 1861) die Stellen II und VI.

Die Stelle VI ist auch fast 150 Jahre in den Händen der Holsten. Hartwig Holst (* 1750 in Carlow I) heiratete am 29. 5. 1772 die Witwe Thrin Elsch Schladow geb. Bruhn und wurde Jahrenwohner. Ihr Sohn Jochim Hartwig Holst (* 1774 in Carlow) wurde etwa 1799 Hauswirt auf dieser vormaligen Schladow-Stelle.

Ein anderer Holstenzweig aus dem alten Carlower Stamm entwickelte sich auf dem Schulzenhof in Pögez: Hans Jacob Holst (* 1718 in Carlow, † 1793) heiratete am 21. 2. 1745 in die Kobrahnitelle, Pögez I, ein. Doch mußte diese Stelle wegen Verschuldung verkauft werden. Der letzte Besitzer Joachim Heinrich Wilhelm Holst (* 29. 4. 1875) lebt in Hamburg.

Die Linie des heutigen Hauswirts von Cronskamp II, Heinrich Holst (* 9. 10. 1872) stammt aus Pögez I, und zwar heiratete Hans Hinrich Holst (* 12. 9. 1807 in Pögez I, † 11. 10. 1891 in Cronscamp) am 19. 9. 1828 Katharina Margarete Kreutzfeld aus Cronskamp II und wurde dadurch Hauswirt.

Eine weitere im Fürstentum verbreitete Holstenlinie nimmt mit Hans Holst in Gr.-Rünz etwa um 1630/1640 ihren Anfang, er stammt aus Al.-Meinsdorf bei Plön und wird während des 30jährigen Krieges nach Mecklenburg gekommen sein. Seine 4 Kinder heirateten bereits in den Jahren 1649/1661 in Demern.

Am 18. 3. 1942 starb im 93. Lj. auf der Halbstelle VIII in Gr.-Rünz der Altenteiler Johann Holst. Er ist mit Catharina Lüttjohann, Auerbin auf der Schulzenstelle in Schaddingsdorf, verheiratet gewesen. Sein Sohn Heinrich wurde dort auf Stelle I sein Nachfolger, während der andere Sohn, Fritz Holst, 1920 die Stammstelle in Gr.-Rünz übernahm. Außerdem sind noch vier Schwestern da, nämlich die Witwe Anna Riedhoff geb. Holst „Auf dem Sande“ b. Biethen, Frau Emma Riedhoff geb. Holst in Gr.-Rünz, Frau Ida Baars geb. Holst in Rehna und Frau Luise Lüders geb. Holst in Bucon (Chile).

Bruder von Johann Holst war der Altenteiler Peter Holst auf Stelle VII in Klocksdorf, der alten Vollow-Stelle am Wege nach Röggelin. Seine Frau Luise geb. Holst stammte aus Carlow VI, der ehemaligen Schladow-Stelle, jetzt Bodo Holst. In der Ehe sind 9 Kinder geboren, darunter 7 Söhne: Wilhelm (Nachfolger des Vaters auf Stelle VII in Klocksdorf), Erwin

(Gastwirt auf Büdnerei 7 in Altdorf), Ernst (eingehiratet auf II in Ellndorf), Heinrich (verheiratet mit Caroline geb. Seitmann auf der von ihrem Großvater Jochim Holst um 1830 am Carlower Weg ausgebauten Stelle Altdorf III), Emil (∞ mit Emma geb. Scharenberg auf der Krämererei und Gastwirtschaft Rudolf Scharenberg in Demern), Hans (wohnt in Hamburg) und Peter (gefallen im Weltkrieg). Dazu die beiden Töchter Anna (∞ mit dem Maurer Bohn in Demern, gefallen im Weltkrieg) und Minna (∞ mit einem Teut vom Perückenkrug, ebenfalls gefallen).

Der Gastwirt Wilhelm Holst auf der Büdnerei 1 in Gr.-Rünz ist 14. 5. 1876 in Brückow auf Stelle IX geboren und seit 18. 10. 1912 mit Emma Bruhn aus Carlrow (Tochter von Peter Bruhn auf Stelle X daselbst, jetzt der Bruder Wilhelm Bruhn) verheiratet.



Kleine Mitteilungen, zugleich Frage- und Antwortkasten.



I. B. Kayning, Forstmeister i. R.: Der planmäßige Aufbau der Holzversorgung des Landes Raseburg. Herausgegeben vom Landrat des Kreises Schönberg (Miedl.). 1943. 48 S. 54 Abb. 1,80 RM. — Das Büchlein weist zwei Teile auf: Teil I behandelt „Die Regulierung der Dorfschaften um 1800“ (S. 2–16); Teil II „Pappel und Weide im Lande Raseburg“ (S. 17–48).

Von allergrößtem Interesse ist der erste historische Teil. Da spricht ein Mann, der nicht nur mit Liebe und Achtung die Geschichte des Landes Raseburg studiert, sondern auch mit den Augen des Fachmanns die Verordnungen und Neuerungen auf dem Gebiet der Holzwirtschaft überprüft hat. Er fügt sie in den Rahmen der Dorfschaftsregulierung, die um 1792 begann, und stellt fest, daß diese über eine landesübliche Verkopplung weit hinausging und zu einer völligen Umgestaltung der Besitzflächen und der Wirtschaftsweise, auch zu einer Umänderung des Landschaftsbildes führte. Während vorher keine geschlossenen Waldungen vorhanden waren und der Bauer immer das Bestreben hatte, seinen Acker auf Kosten der Waldstücke zu vergrößern, schufen die Regulierungen in wenigen Jahrzehnten rund 3000 ha fürstlicher Waldungen, denen etwa 1000 ha Buschkoppeln der Bauern gegenüberstanden. Regulierungsurkunden ordneten Grenzverhältnisse, Pflege von Grenzwall und -graben usw.

In die gleiche Zeit fällt die Schaffung der Wallheden (Knicks, „Säg'n“); sie ist aus Holstein (Beginn um 1760) übernommen worden. Die Bedeutung der Hecken wertet Kayning durchaus positiv. Er beklagt den Verfall der Wälle wie der Bepflanzung und fügt hinzu: „Es ist heute mehr denn je wirtschaftliches Erfordernis, daß die Wallheden in Anlehnung an die Stellung unter Naturschutz wieder voll ertragsfähig gemacht werden.“

Arger noch als um die Knickpflanzungen steht es heute um die Baumpflanzungen. Vor 100–150 Jahren hat die Regulierungsbehörde großzügig den holzwirtschaftlichen Aufbau geleitet und das seltene Saat- und Pflanzgut beschafft, sieht man heute „bei manchen Dörfern hinter die Kulissen, so ergibt sich ein Bild größter wirtschaftlicher Alterung, das so gar nicht zu dem Hochstande der Acker- und Viehwirtschaft paßt“.

Schon in diesem Abschnitt wird auf die Verwendung der „Blandpappel“ bei Neupflanzungen (nach den Zuchten des Bauern S. Bland, Wahrsow, so genannt) hingewiesen, um im zweiten Teil diese Auffassung ausführlich zu begründen. An Hand der Geschichte der mehr als 100jährigen Pappel-

pflanzungen im Lande Raseburg und in Verbindung mit Arbeiten des Erwin-Bauer-Instituts, Müncheberg, gelang es, die für das Land Raseburg brauchbarste Pappelrasse festzustellen; es ist die späte Pappel, *Populus serotina*, hier „Blandpappel“ genannt. Diese Pappel ist, da sie schon vom 30. Jahre an Nutzholzstärke hat, die Nutzholzart einer einzigen Generation!

Die hier besprochene Arbeit wird für die Holzwirtschaft des Landes Raseburg nach Kriegsschluß von außerordentlicher Bedeutung werden können, wenn sie am rechten Ort die ihr zukommende Beachtung findet. Schon jetzt möchte Ref. empfehlen, sie allen Interessenten, Forstleuten, Bauern, Gartenbesitzern usw., in die Hand zu geben: so wird diejenige Atmosphäre geschaffen werden, in der eine sorgfältige Planung und erfolgreiche Durchführung der holzwirtschaftlichen Neugestaltung im Lande Raseburg geschehen kann. L. Benid.

H. Max Kudei: „Moritat und Bänkelsang in Niederdeutschland.“ Richard Hermes Verlag, Hamburg 13. Mit vier Abbildungen auf Kunstdruck. 64 Seiten. Kart. 1,80 RM. 1941. — Es mögen reichlich dreißig Jahre her sein, da steckten mir zwei befreundete Damen ein Päckchen in die Hand und fragten, ob ich das fürs Museum gebrauchen könnte, es wären alte Leierkastenlieder. Wir Museumsleiter erleben so etwas nicht gerade selten. Wir nehmen die Sachen, wenn sie nicht in den Schrank oder in einen Schaukasten hineinpassen, mit halbem Lächeln entgegen, holen eine der Pappschachteln her, die für solche Fälle bereitliegen, fleben in Zierschrift die Inhaltsangabe darauf und stellen den darin geborgenen „Schatz“ auf eine Bord, wo er meistens auf Jahrzehnte hinaus schlummert. Wir nennen das „magazinieren“. Manchmal jedoch fällt ein Lichtstrahl auf so eine Schachtel, also daß ihre Beschriftung zu leuchten beginnt. Alte Leierkastenlieder — nun ja, das hatte mich an meine Knabenzeit erinnert, wo ein Jahrmarkt in Neubrandenburg ohne einen Dubelkasten mit dem drehenden Orgelmann und einer krähenden Weibsperson daneben nicht zu denken war, wo von einer Latte herab das in grellsten Farben gemalte Bild einer vorgetragenen Schauergeschichte hing, auf die klatschend ein Rohrstock fiel, den die „Sängerin“ zur Hand hatte, um dramatische Höhepunkte ihrer Ballade damit anzudeuten, aber auch, um herandrängende Jungen zu verschrecken; denn zu verdienen gab es bei uns nichts, weil wir den zum Kauf des angebotenen Flugblättchens nötigen Groschen nicht spendieren wollten oder konnten. — Doch zurück zu dem „Lichtstrahl“. Max Kudei, der bekannte Forscher und der dienstvolle Leiter des Schleswig-Holsteinischen Volkslied-Archivs, führt uns zunächst in die Geschichte von „Moritat und Bänkelsang“ ein, wozu er die bis ins 16. Jahrhundert zurückgehende Schilderung von Grimmelshausen benutzt, und läßt dann einzeln den Sänger, den Dichter und den Maler aufmarschieren. Zwar hat der Bänkelsang mit dem Volkslied an sich nichts zu tun. Beide sind seelisch grundverschieden. Der Volksliedler ist Lyriker und steht demgemäß allem, was wir körperliches Wohlbehagen nennen, mit kindlicher Einfalt gegenüber. Man denke an den köstlichen „Poeten“ von Spitzweg. Im Gegensatz dazu ist der Bänkelsänger ein gerissener Geschäftsmann. Er gibt acht, was sein Publikum zahlungsfreudig macht, und hat es bald heraus: „Je schauriger, desto schöner.“ Beileibe darf seine Geschichte nicht erkunden sein. Sie muß sich wirklich zugetragen haben, was er mit Orts- und Personennamen belegt. Aber dann wird die aufgetragen, was das Zeug hält, und hinterher noch eine „Moral“ angehängt, weswegen sich der Moritater nicht selten mit schwarzem Leibrock und Zylinder bekleidete, um das Theater vollständig zu machen.

Als die Wochenblätter und später die Tageszeitungen aufkamen, wurde der Moritaten Sänger als Verbreiter der „neuesten Nachrichten“ überflüssig. Es half ihm auch nichts, daß er mit derben Gassenhauern, die natürlich

erst recht nichts mit dem Volkslied zu tun haben, sein „Geschäft“ zu retten versuchte. Heute scheinen die Zeitungen durch Radio und Kino beiseitegeschoben zu werden. Die Technik drängt mit Riesenschritten vorwärts, nicht zum wenigsten auf dem Gebiete der Nachrichtenübermittlung. Wie sich das wohl nach 100 oder gar schon nach 50 Jahren gestaltet haben mag? Daß damit ein Stück Volkspoesie, wie es sich in Moritat und Bänkelsang offenbarte, unwiederbringlich zu Grabe getragen worden ist, steht allerdings auf einem andern Blatt.

Max Kudei schließt mit einem Verzeichnis der Moritatenhefte und ihrer Verleger, wobei er Proben von Flugblättern im Stil der Originale und mit den ihrer Zeit gebräuchlichen Schrifttypen wiedergibt. Auch unser Johannes Gossfeld, der das medlenburgische Volkslied ebenso eifrig und erfolgreich studiert wie Max Kudei das schleswig-holsteinische, macht das so in seinem Aufsatz „Das Drehorgellied auf seiner Wanderung durch Mecklenburg“ (Meckl. Monatshefte 1930, S. 379). Gossfeld erzählt in seinem Aufsatz (also 1930), daß er rund 150 „fliegende Blätter“ in seinem „Volkslieder-Archiv“ habe; heute sind es sicher viel mehr. Da kommen wir mit unserem winzigen Bächchen alter Leierkastenlieder nicht mit. Aber sollten nicht bei den Bodenentrümpelungen in den letzten Jahren solche Blätter ans Licht gekommen sein? Wir würden jede Zuwendung freudig begrüßen und könnten, sobald es sich lohnt, eine kleine Sonderausstellung in unserem Heimatmuseum aufmachen. Sie würde beachtet werden. Fr. Buddin.

III. A. 2. in Menzendorf. Die Callies-Urkunde von 1613, von der wir jetzt im Schönberger Heimatmuseum eine Photokopie liegen haben, hat folgenden Wortlaut:

Zu wissen sey himitt Jedermenniglichenn, daß Im Jahr einn Tausent Sechshundert und dreizehenn, denn 20. Monats Tagt Augusti, für dem Edlenn Gestrengen und Ehrnuesten Herrmann Clamor Bonn Mandelschlow, Stiffts Hauptmann vndt Henning Dammann Rükhmeistern, deß Frl. Bischopfflichenn Hauses vndt Ampts Schonenberge, Paull Kalließ Schmidt zu Menzendorpff, als Reusser und Ihim Gerdeß, daselbstenn, Als Vorkeusser, seinn erscheinenn, und mitt einander mitt beliebung gedachter Beamtten, einenn Bestendigenn Kauff getroffen, denegestalt und Also, daß Ihim Gerdeß, einen Kleinenn Ort Landeß, so fast mit Busche bewachsen, Im Schar, nahe bey dem Schmiedehoffe, belegenn, etwa vonn einn Virell Scheffels Sahett, Paull Kalließ, dem Schmiede, vmb, vnd für 10 Mark Lübsch: Erb, vnd Eigen Thümblich, Wolbedechtiglich, Vorkaufft, Eingereumet, und Abgetretenenn. Vnserrn Gnedigenn Fürstenn vnd Herrnnn Aber, An denn gewonlichenn Pachtenn Underthenig wagenn, Und handt, Dienstenn Vnschedtlich, Besondereenn es soll und will noch Zehrlich, Paull Kalließ, vonn solchem seinem zu sich gekaufftenn Örtkenn Landeß dem Hauße Schonenberge zwo Pachtuener geben, Auch dauonn, daß gewonliche Vorbittelselbst, Zehrlich zu erlegenn Schuldigt seinn, daß dieser Kauff also Vollenzogenn, und Vnwiederrüßlich soll gehalten werden, Dabey seinn Ann Und vber gewesen, erstlich die Frl. Beamtten wie Obenn stehet, Auch Almus vnd Heinrich Benete, Beide zu Menzendorpff wohnende, Es habenn Auch mehr gedachte Beamtten, demselbenn Kauff zu Mehrenn und Vesterhaltung, nicht allein Inß Ambt Buch Vortzeichnet, besondereenn auch einenn Fichtichenn, einenn Kauff Brieff, Vnter Ihrem gewonlichenn handt vnd Siegell mitgetheilte, geschehenn wie Obsteht, Ao 1613 denn 20 Augusti.

Es handelt sich um einen Kaufvertrag, der am 20. 8. 1613 im Fürstl. bischöflichen Haus des Amtes Schönberg abgeschlossen ist. Der Schmied Paul Kalließ zu Menzendorf erwirbt von seinem Nachbar Ihim Gerdeß ein Flurstück „Im Schar“, etwa $\frac{1}{4}$ Scheffel Aussaat groß und nahe dem Schmiedehofe gelegen, für 10 Mark Lübsch. Er verpflichtet sich nicht nur zur Zahlung

der gewöhnlichen Pacht, sondern will auch die herkömmlichen Wagen- und Handdienste leisten. Außerdem liefert er dem Hause Schönberg jährlich zwei Pachtvögel und zahlt das ebenfalls übliche „Vorbittelgeld“ (das „Vor- oder Verbittelsgeld“ wurde von den Jüsten oder Einliegern, aber nicht von den Bauern gezahlt; dagegen übernahm die Herrschaft ihren Schutz). Bei der Ausstellung des Kontraktes sind „Aun Bud über gewesen“, d. h. als Zeugen „an“wesendasmus und Heinrich Bencke, beide in Menzendorf, und „über“ die Fürstl. Beamten, nämlich der Stifzhauptmann von Mandelslo und der Küchenmeister des bischöfl. Hauses Henning Dammann. Der Kauf ist im Amtsbuch verzeichnet, sowie je eine Urkunde mit Unterschrift und Siegel den Kontrahenten ausgehändigt worden.

Es dürfte bekannt sein, daß in alten Urkunden ein „v“ wie „u“ zu lesen ist. J. Warnde.

IV. Röggelein, Roga. — In den „Mitteilungen“ 2/3 hat mich besonders interessiert, was Herr Stein über Röggelein mit dem slavischen Wortstamm rog schreibt. Dazu gehört auch mein Heimatdorf Roga, in welchem der Wortstamm rog wohl am deutlichsten zum Ausdruck kommt. Kühnel deutet Roga auch als Horn. Ich habe lange darüber nachgedacht — auch schon früher — wie das Dorf in seiner Lage ein Horn sein soll. Steins Topographie von Röggelein „auf einer in den Röggeleiner See wie ein Horn vorspringende Halbinsel“ hat mir auf die Sprünge geholfen. Roga liegt am Südostabhang des Werders und wird durch den „Mühlenbach“ abgeschnitten, so daß es auf der Westseite mit dem Werder in Verbindung steht und auch wie ein Horn vorspringt. Es war mir sehr interessant, das endlich erkannt zu haben. Die Frage, die Herr Stein betr. Rechlin stellt, ist nach Schlie, „Kunst- und Geschichtsdenkmäler Mecklenburgs“ Bd. 5, S. 578 dahin zu beantworten, daß nach Kühnells Deutung in Rechlin nicht der Stamm rog steckt sondern radu, d. h. flink, bereit, froh. Rechlin = Ort des Radechla. Ich bin in Rechlin schon gewesen in Vertretung des Standortpfarrers. Der Ort ist so groß und mit Hallen bebaut, daß der alte Ort vollkommen verschwunden ist, so daß, wenn Rechlin = Horn sein sollte, es nicht mehr zu erkennen wäre. Joach. Wärfke.

V. Was bedeuten die Ortsnamen Meddewade (bei Bad Oldesloe) und Medewege (in Ostholstein und bei Schwerin in Mecklenburg)? In dem 1907 erschienenen, grundlegenden Heimatbuch über den Kreis Stormarn von Ludwig Frahm †, Poppenbüttel, wird die Vermutung ausgesprochen, daß der seiner Bedeutung nach noch unerklärte Name des Dorfes Meddewade vielleicht wendischen (also slavischen) Ursprungs sei. Nachdem wir nun 1½ Jahr im Krieg mit Rußland sind, habe ich an Hand von teils erbeuteten Generalstabskarten zahlreiche Ortsnamen sammeln können, die mit unseren „wendischen“ Ortsnamen eine augenscheinliche Ähnlichkeit und darum meistens die gleiche Bedeutung haben und dabei ein zahlreiches Vorkommen des entsprechenden Dorfnamens in der russischen Mundart festgestellt. Zum Vergleich seien hier mitgeteilt: Medwedewo, Dorf, 10 km südwestlich von Rischew. Medwedema, Dorf, 15 km nördlich von Duchowschtschina*). Medwedewa, Dorf, 18 km nordöstlich von Jarzewo*). Medwedewka, Dorf, 20 km nördlich von Borissow (a. d. Beresina). Medwedki, Dorf, 3 km südwestlich vom Flecken Glubokoe (100 km östlich von der Stadt Swenzjani. Medwediza, Dorf, im Quellgebiet der Duga südwestlich von der Stadt Rischew. Medwed, Dorf, 35 km südöstlich von der Stadt Kritschew. In Südrußland fließt die Medwediza zum Don. Die Ähnlichkeit dieser Namen mit dem Namen Meddewade (wo bei sprachliche Veränderungen durch geschichtliche Entwicklung zu berück-

*) Duchowschtschina und Jarzewo liegen nordöstlich von Smolensk.

sichtigen sind) ist so auffällig, daß man wohl mit Recht eine gleiche ursprüngliche Bedeutung annehmen darf. Diese dürfte von dem slavischen Wort für „Bär“ (in der russischen Aussprache ungefähr Mädwädj lautend) abzuleiten sein, dessen eigentliche Bedeutung „Honigfresser“ ist. Demnach haben um die Zeit, als die Wenden im Travegau sich ansiedelten, bei Weddewade wahrscheinlich Bären sich noch recht zahlreich herumgetrieben. Dieselbe Deutung darf man auch auf die Ortsnamen Wedewege (in Ostholstein und bei Schwerin in Mecklenburg) anwenden, ferner vielleicht noch auf die Namen Medow, Mahwitz und Mitweida (Sachsen), Madü-See in Pommern und Medewegen im pommerschen Kreis Randow. — Der Bär hat wahrscheinlich die Wendenzeit im Gebiet unserer Heimat, also das 12. Jahrhundert, noch überlebt; seine Volkstümlichkeit fand Ausdruck im Beinamen des Askaniers Herzogs Albrecht, wir Rügenburger Landleute kennen ihn als Wappentier des alten Adelsgeschlechtes von Carlow; auffallend ist, daß es bei uns nur wenige deutsche Ortsnamen gibt, die auf Meister Bez hindeuten (Bärwalde i. Pommern); Bernburg an der Saale dürfte seinen Namen nach Herzog Albrecht führen, und unsere Reichshauptstadt führt den Bären im Wappen, obwohl der Name Berlin sprachlich nichts damit zu tun hat. Siehe auch Kühnel „Slav. Ortsnamen“.

Otto Stein.

VI. Zur Geschichte des Schönberger Bauhofes (Mitteilungen 1942, Nr. 2/3) einige Berichtigungen und Zusätze. — Das auf der Titelseite des Heftes abgebildete alte Torhaus ist nicht 1913, sondern 1922/23 abgebrochen worden. Die beiden Zimmerleute Heinrich Krenschfeld und sein Schwager Hans Freitag waren dabei beteiligt und bauten sich aus dem Abbruchmaterial ihr Doppelhaus auf dem Pöppelberg (jetzt Eßengrenstraße Nr. 4 und 2). — Auf Seite 23, Mitte, ist Lenschow selbstverständlich ein Rupensdorfer Hauswirt, kein Petersberger. Lenschow war es, der den Schönberger Jäger Schlange (Mitteilungen 1929, Seite 11) „Snaak“ zu nennen pflegte, weil er meinte, das sei plattdeutsch und darum richtiger. Schlange wiederum ist vielfach der „Held“ in einer Reihe von köstlichen Jagdgeschichten, die Wilhelm Bade in Dindorf († 10. 11. 1928 im fast vollendeten 87. Lj.) zu erzählen pflegte und die er teilweise in Reimen zu Papier gebracht hat. Hier ein Beispiel:

De Jäger Snaak har uns mitnahmen
He sät, wi sülln mal mit em kamen
Un sülln de Buddel nich vergäten,
Wi künn in Holln so Frühsüd äten.

As wi nu'n Enn in'n Holt wiern gahn,
Blint uns Gründ Snaak up einmal stahn
Un seggt: „Hier is den Dachs sien Bu,
Den Spaden her, rut fall hei nu.“

Wi stünn nu up den Öwer haben
Un seig'n, wi hei deir rinnergraben,
Un seig'n, wi hei säd rinner brult
Un af un tau mit'n Ladstod feult.

Tu wier Gründ Snaak of gornich bang'n
Hei deer mit'n Arm nah 't Loek rinlang'n.
Snaak, heit du em? so säden wi —
Nee, seggt Snaak, nee, nu heit hei mi!

Die Begebenheit ist für den Jäger, der von dem Dachs in die Hand gebissen wird, nicht gerade erheiternd, aber das, was der Dichter Wilhelm Bade daraus gemacht hat, ergötze weit und breit die Zuhörer um so mehr. Immer wieder muß man sich wundern, wie stark solche Verse im Gedächtnis unserer Landbevölkerung haften. Das hier abgedruckte „Gedicht“ wurde mir erst kürzlich von einem 80jährigen Mann ohne sonderlich viel Nachgrübeln in die Feder diktiert! Der Jäger Georg Schlange, geb. 17. 5. 1826 in Weisenberg, wohnte in Schönberg, wo er dem Oberförster Dankwarth (gest. 2. 2. 1875 im Alter von 69 Jahren) zur Hand gehen mußte. Schätzungsweise muß er um 1864 ins Herzogtum zum Zweck seiner Anstellung als Förster zurückgekehrt sein, denn er hat dort 4. 10. 1864 geheiratet. Seine Frau Auguste geb. Strafen war die Tochter des Lehrers Karl Strafen in Fürstensee b. Feldberg. Dort in Fürstensee ist er 14. 6. 1885 als Förster gestorben. Sein alter Freund Joachim Heinrich Lenschow in

Rupensdorf lebte damals noch († 1887), doch was man so als „alt“ sich vorzustellen pflegt, trifft bei beiden nicht zu: „Snaat“ ist noch keine 59 geworden. Dat is Lüd Segg: „Du dörrst den Düvel nich an de Wand malen!“ Dazu wieder eine kleine Geschichte. Züs gauden Dags künmt Snaak bi Lenschow in de Döör un seggt: „Jochen Hinnit, du mößt mi ein von dien beiden Pierd leih'n.“ „Mien Pierd? wat wist du denn mit mien Pierd?“ „Ja, Jochen Hinnit, dat will ic di seggen: ic will nah Diertenmudder in Samtow rieden un will von ehr Affchied nehmen.“ „Affchied nehmen? woans denn dat? wist du von uns weg?“ „Ach nee, ic will mi dat Leben nehmen. Ic mag nich mihr. Lat mi dien Pierd, ic bring di dat hüt abend taurüg.“ Na wat hett Gott to daun, Jochen Hinnit Lenschow givt em dat Pierd, un Snaat ritt nah Samtow. Dor künmt hei bi Diertenmudder up de Däl un matt'n Gesicht, as fehlen em achtunviertig Schilling an'n Dahler. „Mein Gott, Slangen,“ seggt Diertenmudder, „wat is di un wat schad' di un wo süst du ut? un denn künmt du tau rieden?“ „Ja, Diertenmudder, dat segg man, mi is heil slecht tau Sinn. Ic will mi dat Leben nehmen un will Affchied von di nehmen.“ „Dat Leben nehmen? — Du?, worüm denn dat!“ „Ach, Diertenmudder, wat sall ic noch. Ic hew keinen Schilling Geld mihr, wat hew ic denn noch von dat bäten Leben. Ic will hen un mi dotscheiten.“ „Ach gah doch, Jung, wat snackst du dor. Du warst doch sowat nich daun. Kein Geld mihr, un dorüm wus du di dat Leben nehmen? Rei, mien Jung, dat fast du nich. Läng mal'n Ogenblik.“ — Dormit löppt de Dllsch nah ehr Schatull und haalt 'n Bündel mit Dahlers rut. „Kumm her un lang mal rin.“ Snaak lett sich dat nich tweimal seggen. Sei langt mit de Hand tau un sticht sich 'n Göps vull in de Tasch. „Kann't nochmal?“ seggt hei. „Ja, mien Jung, lang man noch eins rin. Du fast di dat Leben nich nehmen.“ Snaat langt nochmal tau, un donn is hei werre idel vergnängt, itt un drinkt düchtig, sett sich up't Pierd un ritt merre trüch nah Rupensdöörp. (Nach einer Erzählung von unserem verstorbenen Förster Heinrich Schulze, der sie von seinem Vater hatte.) —

Auf Seite 24, Mitte, ist Sarow bei Törpin als in Holstein gelegen bezeichnet. Das stimmt nicht. Der Ort liegt in Vorpommern. Bd.

VII. Jubiläumsgabe für das Heimatmuseum. Fortsetzung vom Novemberheft 1942.

1942

14. 9. Oberstleutnant Kühnel, Saalfeld	30,— RM
19. 9. R. R., Schönberg	5,— "
19. 9. Kaufmann Hartwig Holst, Stettin	5,— "
19. 9. Museumsleiter Haimmüller, Waren	10,— "
9. 10. Zeichenoberlehrer Walter Gotsmann, Neustrelitz	3,— "
24. 12. Oberstleutnant Kühnel, Saalfeld (2. Gabe)	20,— "

Zusammen 73,— RM

Auch diesen Spendern unseren herzlichen Dank. Wir haben jetzt 890,40 RM für unser Museum, müssen aber die Entwicklung der kriegsbedingten Verhältnisse weiter abwarten, bis wir ausführen können, was wir uns vorgenommen haben.

Unser Kassenwart bittet die Postbezieher unserer Mitteilungen, auf die beigegebene Zahlfarte zu achten. Der Jahresbeitrag für 1943 ist fällig.

Bd.

An die Mitglieder

Mit diesem Hefte treten die Mitteilungen unseres Heimatbundes in ihren 25. Jahrgang. Die drei letzten Jahrgänge 1940—1941—1942 sind wieder in einem Inhaltsverzeichnis zusammengefaßt, das sich aus bekannter Ursache nicht nur auf jährlich drei Hefte beschränken, sondern auch sonst zwecks Raumerparnis im Druck zusammendrängen lassen mußte. Wenn es irgend möglich ist, soll nach Ablauf des Jahres 1943 ein „Personen- und Sachregister“ zusammengestellt werden, wie es der üblichkeit entspricht.

Immer wieder wünschen neu eingetretene Mitglieder die Nachlieferung der bis jetzt erschienenen Jahrgänge unserer Mitteilungen. Das freut uns, denn es ist ein Beweis für die Verbundenheit der Rakeburger mit ihrer Heimat. Aber leider konnten wir in der letzten Zeit nur mit den Heften von 1925 an dienen, die früheren sind entweder überhaupt vergriffen oder doch so rar geworden, daß lückenlose Jahrgänge damit nicht mehr zusammenge stellt werden können. Es wäre uns zu helfen, wenn man im Nachlaß verstorbener Mitglieder oder sonstwie nicht mehr sonderlich bewertete „Mitteilungen“ fände und dabei an uns dächte. Meine Bitte ist nicht neu: ich darf meinen Dank für gar nicht so seltene Zuwendungen der angeedeuteten Art auch an dieser Stelle wiederholen. Aber es langt noch nicht!

Dann noch eins. Wir haben in unserem Museum die Jahrgänge der alten „Wöchentlichen Anzeigen“ von 1831 an, eine vortreffliche Quelle für Heimatforschung, insbesondere auch für die familiengeschichtliche. Leider fehlen uns 1875 und 1885. Sollte da nicht irgendwo noch etwas zu haben sein?

Chronik des Vereins

Die sonst üblich gewesenen Sommerausflüge mußten für 1940 und 1941 selbstverständlich auch für 1942 ausfallen.

Aber die erste Mitgliederversammlung am 28. April 1942 bei W. Bone wurde bereits im vorigen Hefte berichtet. Es sind Kassen- und Jahresbericht verlesen worden.

Am 20. November 1942 (Freitag) fand im Schützenhaus die zweite Mitgliederversammlung statt. Rund 30 Personen waren anwesend. Es sprach Herr Mittelschullehrer Vitense, Lübeck, ein geborener Schönberger, über das Thema: „Ziegeleien des Mittelalters mit besonderer Beachtung der medlenburgischen Verhältnisse.“ Der geschätzte Redner hielt bereits am 13. 9. 1933 im Heimatbund einen Vortrag über: „Unsere Haustierte in Sitten, Brauch und Glauben.“ Seine Vorliebe für volkstümliche Forschung führte ihn später auf das jetzt behandelte Gebiet, auf dem er in mühevoller, jahrelanger Arbeit sich das nötige Wissen erworben hat. So konnte er uns, von Lichtbildern unterstützt, eine anschauliche Darstellung des Ziegeleibetriebes vorführen, den wir nach siegreicher Beendigung des Krieges in neuer Blüte sich entfalten sehen werden. Wir erinnerten uns auch an die Gesellschaftsfahrten, die Herr Vitense vor dem Kriege einrichtete und leitete und an denen zahlreiche Mitglieder unseres Heimatbundes teilzunehmen pflegten.

Heimatbund für das Fürstentum Ratzeburg

Sonnabend, den 8. Mai 1943, abends 8 Uhr
in „Spehrs Hotel“ (E. Gründt):

I. Mitgliederversammlung

Tagesordnung:

1. Geschäftliche Mitteilungen
2. Kassen- und Jahresbericht
3. Vortrag von Herrn Lehrer Gossfeld-Rostock:
„Aus 700 Jahren Rostocker Geschichte“
(Mit farbigen Lichtbildern)
4. Herr Rektor Meese liest ein Kapitel aus „Was mein
einst war!“ von Johannes Gossfeld

Voranzeige

Donnerstag, den 20. Mai 1943,
im Gesellschaftshaus W. Boye:
(Großer Saal)

Herdabend

Es liest:

Hans Langmaack

Die beiden Gruppen der vorgesehenen Lesungen werden von
plattdeutschen Männerchören des Schönberger Gesangsvereins
eingeleitet



Mitteilungen

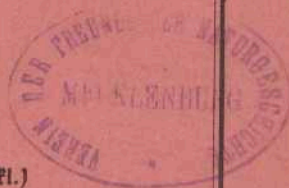
des Heimatbundes
für das Fürstentum Rastenburg

Herausgegeben vom Schriftführer des Vereins

25. Jahrg. Juli und November 1943 Nr. 2/3

Alle Rechte vorbehalten

Verlag Emil Hempel, Schönberg (Mekl.)



Der Verein führt den Namen:

Heimattbund

für das Fürstentum Rastenburg

Eingetragener Verein.

Sitz des Vereins ist Schönberg i. Meckl.

Führer des Heimattbundes ist Amtsgerichtsrat Dr. Marung. Im Führerrat: Konrektor Jr. Buddin als Schriftführer u. Museumsverwalter, Buchhändler D. Hempel als Kassenwart, ferner: Propst H. Rüdiger, Kaufmann W. Molzow, (fr. Bürgermeister), Forstmeister a. D. P. Kayssing, Schulze H. Burmeister in Kleinfeld bei Schönberg (Meckl.)

Die „Mitteilungen“ erscheinen dreimal im Jahre und zwar im März, Juli und November. Sie gehen den Mitgliedern unentgeltlich zu. Jahresbeitrag 3 Reichsmark nebst 30 Pfg. mehr, wenn Postversand der Hefte nötig.

Die bis jetzt erschienenen 24 Jahrgänge können nachbezogen werden, solange der Vorrat reicht.

Geldsendungen für den Heimattbund f. d. Fürstentum Rastenburg auf Postsparkonto Hamburg 19419.

Inhalt dieses Heftes: Auf der Titelseite: Bild vom Heimatmuseum auf den Platz „An der Kirche“, Gemälde von Ernst Vollbehr. — Aus dem Leben und Wirken von Professor Vollbehr, dazu in zwei Fußnoten seine Bekanntschaft mit Geheimrat Prof. Dr. Range in Deutsch-Südwest und mit dem Kunstmaler Robert Haas an der Westfront 1914—18. Vom Herausgeber. — Walfrüden im Fürstentum Rastenburg. Mit 4 photogr. Aufnahmen. Von Dr. Paul Range, Berlin. — Bernstein als Geschiebe. Von Egm. Kummerow, Rüdersdorf b. Berlin. — Zur Erklärung des Namens Maurine. Von Otto Stein. — Was bedeutet der Ortsname Meddewade? Von Aug. Kasch, Reinbek i. Holstein. — Zeuge Krischan Holtfräter. Von Heinrich Alexander Stoll. — Moritat und Bänkelgesang in Niederdeutschland. Von Johannes Gossfeld. — Kleine Mitteilungen: Heimatkalender (Bd.). — Die Sippe der Schönberger Burmeister (Hinweis auf eine Artikelreihe von Buddin im Schönberger Anzeiger). — Die Jaasch in Schlag-Sülzdorf (Lt. Rud. Jaasch, Hamburg). — Vorgehichtliche Getreidearten (Dr. Etierling). — Jubiläumsspende für das Heimatmuseum (ab März 1943).

Mitteilungen

des Heimatbundes für das Fürstentum Ratzeburg

25. Jahrgang

Juli/Nov. 1943

Nr. 2/3



Blick vom Heimatmuseum in Schönberg auf den Platz „An der Kirche“

Gemälde von Ernst Vollbehr — Original im Privatbesitz

Am 1. Juli 1943 erschien im „Schönberg-Rehnaer Anzeiger“ folgendes Inserat:

NSDAP.

Sonnabend, den 3. Juli, abends 8 Uhr
im Sitzungssaale des Landratsamtes
Lichtbilder-Vortrag
von Prof. Ernst Vollbehr, Berlin

Zu diesem Vortrag ist jedermann eingeladen.

Der Ortsgruppenleiter.

Der Vortrag hat stattgefunden. Aus dem ungewöhnlich starken Besuch war zu schließen, daß man auch in Schönberg um den weltbekannten Künstler wußte. Freundschaftliche Beziehungen, bei Gelegenheit seines Vortrages geknüpft, waren der Anlaß, daß er, als für seine Wohnung in Berlin-Charlottenburg die Bombengefahr drohte, einer Einladung folgte und mit seiner Gattin zusammen sich in Schönberg eine Häuslichkeit einrichtete.

Man spricht von „Liebe auf den ersten Blick“. So etwas muß hier vorgegangen sein, denn unser kleiner Ort, an dessen Vorhandensein nicht mal alle Meßlenburger glauben und dessen Name so wohlfeil ist (es gibt allein als Postort nicht weniger als 28 im lieben deutschen Vaterlande), so wohlfeil wie Schulze und Müller im Adreßbuch; unser Schönberg kann sich auch seiner historischen Bedeutung rühmen wie etwa Gadebusch, in dessen Nähe Theodor Körner gefallen ist, oder Eutin, der Geburtsort eines Karl Maria von Weber, aber schön müssen wir doch sein, denn am 1. August ist der Herr Professor gekommen, und seither malt er mit einem Eifer, als säße er noch in Brasilien oder in Afrika, in Indien oder in Japan oder gar in einem Flugzeug über dem Schlachtfelde von Verdun. In unserem Heimatmuseum hat er sich mein Arbeitszimmer zum Atelier einrichten lassen und dort schreibt er, dessen gewandte Feder ihn auch schriftstellerisch über den Durchschnitt unseres Literatentums erhoben hat, an seinen Büchern, sobald ihm eine Abwechslung nötig erscheint. Wir können von seinen farbenprächtigen Bildern, die er in Schönberg und dessen Umgegend gemalt hat und die zum größten Teil bereits in Privatbesitz übergegangen sind, leider keins im Druck wiedergeben, denn dazu reichen unsere technischen Hilfsmittel nicht. Doch hat er uns erlaubt, auf der Titelseite dieses Festes in einfachem Schwarzweiß ein Gemälde zu bringen, das er von der Tür unseres Heimatmuseums aus entworfen hat. Das Original ist verkauft und befindet sich im Privatbesitz. Im übrigen müssen wir uns damit begnügen, unseren Lesern etwas von dem Werdegang des Künstlers zu erzählen. Das soll im folgenden geschehen.

Ernst Vollbehr ist am 25. März 1876 in Kiel geboren. Von der Realschule, die er dort besuchte, brachte er die benötigten Schulmeister-Vieren mit nach Hause, die eine im — Zeichnen (als eifriger Briefmarkensammler erwarb er seltene Stücke dadurch von seinen Mitschülern, daß er ihnen die Hausaufgaben anfertigte, sich bei den eigenen jedoch auf seine flinke Hand verließ, aus der sein Zeichenlehrer die hervorragende Begabung zu erkennen vermochte), die andere im Aufsatz, was der kritizierende Herr Doktor mit einem „zu phantastisch“ begründete. Nach absolvierter Schulzeit meldete er sich als Freiwilliger beim Seebataillon, weil er hoffte, dort bald Gelegenheit zu Reisen in die weite Welt zu haben. Aber der Oberstabsarzt meinte, er dürfte die zukünftigen Admirale nicht nach dem von ihnen in Aussicht gestellten Selbstenmut beurteilen, sondern nach ihrem Brustumfang, und der sei einstweilen noch ungenügend. So kam es, daß er den Boxerkrieg in China (1900) und auch die Kämpfe gegen die Hereros in

Südwest (1904—06) nicht mitmachte, aus denen seine Altersgenossen mit nicht gerade flammender Begeisterung zurückkehrten.

Dagegen führte der Musterungsbescheid in Kiel zu einer Folge, die seinem Lebensweg eine ganz andere Richtung gab. Sein Vater hatte einige Zeichnungen des Sohnes ohne dessen Wissen an Professor Wilbrandt, den bekannten Hoftheatermaler in Schwerin, gesandt, der sofort die Begabung des 17-jährigen Jünglings erkannte und brieflich den Wunsch äußerte, ihn als Schüler anzunehmen. Dort ist Ernst Vollbehr 1½ Jahre gewesen. Dann kam abermals eine Wende, als die Dekorationsmalerfirma Michaelsen in Wismar bei Meister Wilbrandt anfragte, ob er jemand habe, der für das Wismarsche Theater einige Dekorationen ausführen könne. Wilbrandt schickte den jungen Vollbehr, und dieser hatte gleich mit seiner ersten Arbeit, der Venusmuschel im „Tannhäuser“, einen glänzenden Erfolg. Da der alte Wilbrandt bald darauf starb, entschloß sich der Gefeierte, bei Meister Michaelsen als ganz gewöhnlicher „Anstreicherlehrling“ zu bleiben, um die technischen Kniffe der Malkunst handwerksmäßig zu erlernen. Ein glücklicher Zufall fügte es, daß man damals in Mecklenburg auf die Freilegung altgotischer Wandmalereien, die man unter diesen Kalkschichten mancher alten Kirchen hervorklopste, eine Wut bekam und sie restaurieren ließ. Mit diesen Arbeiten wurde die Firma Michaelsen beauftragt. So kam es, daß Ernst Vollbehr die großen Kirchenfresken in Wismar, Rostock, Doberan und anderswo mit seinem Freund Otto Gollmann (heute Dekorationsmaler in Chemnitz) zusammen ausführen durfte, was für seine Weiterbildung von größtem Vorteil war. Über alle diese Dinge plaudert der Künstler gar unterhaltsam in den Anfangskapiteln seines köstlichen Buches „An den Fronten des Lebens“, das später der Luftwaffenführungsstab herausgegeben hat (Schwarzhäupter-Verlag, Leipzig 1935). Unterhalb Jahre dauerte auch der Aufenthalt in Wismar, dann studierte er am Kunstgewerbemuseum in Berlin, später Porträt in Dresden, München, Rom und schließlich längere Zeit in Paris. Hier erwarb er sich seinen Lebensunterhalt durch Porträtmalerei, wobei (so schreibt er) „die gemalten jungen Damen zwar begeistert waren, nicht aber die dazugehörigen Papas und Mamas, und vor allem die bösen Tanten nicht, die immer „oben“ etwas an und „hinten“ etwas weggemalt zu haben wünschten.“ Nein, das Porträtmalen gefiel ihm der bösen Tanten wegen nicht mehr, daher nahm er — es war 1895 — mit Freunden die Aufforderung der österreichischen Regierung an, eine Expedition in das damals noch unerforschte türkische Albanien als Maler mitzumachen. Zwecks Erlangung der Einreiseerlaubnis mußte er sich erst dem Sultan in Konstantinopel vorstellen und erlebte dann eine unter den Stämmen der Eingeborenen ausgebrochene „Revolution“, wobei er es aber lernte, die eigenartigen Landschaften und Bevölkerungstypen sehr schnell und sicher zu malen. Nach Paris zurückgekehrt findet er einige Aufträge nach Madeira vor, worauf er beschließt, nach dort zu fahren. Bei grimmiger Kälte in Nacht und Nebel sticht er vom Hamburger Hafen aus in See. Unterwegs macht er die Bekanntschaft von drei Herren, die der Reisegesellschaft weiß machen, sie seien Direktoren eines Flohziros und wären auf der Fahrt nach Brasilien, um dort ihre Bestände zu ergänzen. In Wahrheit sind es drei Gefehrte, darunter allerdings ein Zoologe, die auf einer Expedition in das Gebiet des Amazonasstromes begriffen sind. „Wissen Sie, Herr Vollbehr“, sagt einer von ihnen, nachdem man ihn beim Malen beobachtet hat, „Sie müssen mit uns in die Tropen kommen, ein Mensch wie Sie würde vor lauter Farbe dort geradezu trunken werden.“ Aus dem Vorschlag wird Wirklichkeit. Ich schreibe, wieder um damit eine Probe seiner schriftstellerischen Darstellungskunst zu bieten, aus seinem Buche „Bunte leuchtende Welt, die Lebensfahrt des Malers Ernst Vollbehr (Ulstein-Verlag, Berlin, 1935)“ ab. „In Brasilien am Rio Negro, Nebenfluß des Amazonasstromes, aus Behm gebaute Wohn-

hütten der Mestizen. Es war ein leuchtendes Ringen mit einer Natur, die, einem Fabelwesen im alten deutschen Märchen vergleichbar, immerfort ihre Gestalt wandelte. Jeden Morgen vor Sonnenaufgang, wenn die Nacht noch in blauen Fetzen zwischen den Bäumen hing, hinaus, um zu malen. Nie zuvor hatte ich so gearbeitet. Die ersten Tage nur in Öl; aber da war es, als wenn die Natur mich zum König der Insekten ernannt hätte. Zu Tausenden umschwirten sie mich, ständig sang ihr schrilles, durchdringendes Summen neben meinem Ohr, sie stürzten sich, vom Geruch des Terpentin angelockt, auf das Bild und blieben in der feuchten Farbe hängen, die durch die enorme Aquatorhitze zerfloß. Der Arzt meinte, daß ich der Gelbfiebergefahr mich aussetzte, da die Anopheles, die Malaria mücke, dem penetranten Geruch nachschloß. — Es war unmöglich, weiterhin in Öl zu malen, ich ging zum Aquarell über. Gleich das erste Bild war ein Volltreffer: Ein Urwaldbild im Morgentau, im saftigsten Grün prangend, brachte ich heim und stellte das Bild, vor Sonnenstrahlen geschützt, in meiner Hütte auf. Als ich es am Abend meinen Freunden zeigen wollte, war ich wie vom Schlag gerührt: der Wald sah aus, als sei er von Heuschrecken überfallen und bis auf das letzte Blatt kahl gefressen. „Schneideameisen“, sagte lakonisch mein Gastgeber, nachdem er das Bild aufmerksam durch die Lupe betrachtet hatte, „die Tiere sind durch den Süßstoff, der den Wasserfarben als Bindemittel beigegeben ist, angelockt worden, und Grün ist anscheinend besonders süß.“ — Von nun an habe ich für alle meine Tropenbilder nur noch Tempera benutzt. Der feisige Zusatz, den diese Farbe der alten Meister enthält, verschreckt das Getier, und auch, wenn Sonnenstrahlen ein Bild treffen, so weichen die Farben nicht so schnell wie beim Aquarell und dunkeln nicht nach wie die Ölfarben.“

Der Aufenthalt in den Tropen ist lebensgefährlich für jemand, der sich noch nicht an ihn gewöhnt hat. An Bord der „Antonia“, die ihn nach Brasilien brachte, fährt Vollbehr zunächst nach Madeira, um seine Aufträge dort zu erledigen, und kehrt dann nach Hamburg zurück, wo die Hamburg-Amerika-Linie zwei große Schnelldampfer von ihm ausgemalt haben will. Das wird natürlich gut bezahlt, sodaß ihm die Mittel zur Verfügung stehen, um nach Ost-Afrika, das schon seit 1885 und auch noch nach Abgabe eines Teiles im Austausch mit Helgoland 1890 unsere größte deutsche Kolonie ist, zu reisen. Nach kurzem Aufenthalt dort geht die Fahrt auf dem Dampfer „Gertrud Woermann“ nach Deutsch-Südwest, unserer ältesten deutschen Kolonie (bereits 1883 gegründet und 1884 unter deutschen Schutz gestellt), einst als Lüderitzland auch wegen der Diamantensuche dort viel genannt. Hier an der Lüderitzbucht ist der Großkaufmann Adolf Woermann selbst sein Gastgeber. Aber dann durchquert Vollbehr, immerfort eifrig malend, das weite Land über Keetmanshoop und Swakopmund hinaus bis nach Windhof. Das Heft Nr. 19 von Schaffsteins Grünen Bändchen hat den Titel „Im Lande der deutschen Diamanten“, Tagebuch von einer Reise in Südwest von Ernst Vollbehr. Ein kleiner Abschnitt daraus möge hier folgen. Es heißt da auf S. 36: „Es waren mindestens 40 Grad Wärme, aber dennoch muß ich sagen, daß ich die trockene Hitze in Süd-West nicht so unangenehm empfunden habe, wie die feuchtschwüle in Ostafrika. Die Bahn von Lüderitzbucht steigt fortwährend, wir befanden uns bereits 1500 Meter über dem Meere. Gegen Abend war Kuibis erreicht; der Zug hielt dort für die Nacht, um am anderen Tage nach Keetmanshoop weiterzufahren.“

Eine Karre, mit vielen Maultieren bespannt, brachte uns darauf nach der Geologenstation des Herrn Dr. Range.*) Das war wirklich eine Oase in-

*) Herr Dr. Paul Range, von 1906 bis 1914 Leiter der Bohrkolonnen in Deutsch-Südwest, wurde am 1. Mai 1879 in Lübeck geboren. Als der Weltkrieg ausbrach, trat er als Offizier ins Heer ein, wurde schon 1914

mitten der Wüste. Blumen, wohlsmekende Weintrauben, Tomaten, Gurken, Mais blühten und reiften unter den Akazien, die unseren großen Steineichen gleichen. Wie kam solch ein Paradies hierher? Hier war Wasser gebohrt und auch reichlich gefunden worden. Acht Bohrsolennen werden von Knibis ausgesandt, um ihre Untersuchungen vorzunehmen. Dr. Range gibt nach seinen wissenschaftlichen Beobachtungen die Stellen an, wo Bohrungen erfolgversprechend sein können; selbst in der Kalahari haben seine Bohrungen Wasser festgestellt. Es waren herrliche Tage, die ich auf dieser Station als Gast zubachte. Das schöne geräumige Haus war mit breiten schattigen Veranden umgeben. Hier wurden die Mahlzeiten eingenommen, hier genoß ich mit den Freunden die schönen Abendstunden, mit dem Blick in den freundlichen Garten, der täglich mit dem reichlich vorhandenen Wasser bedacht wurde." Mit der Wasserfrage steigt und fällt der Wert von Süd-West, so urteilt der Verfasser des Büchleins, das er für unsere Jugend geschrieben hat. „Ganz besonders," so sagt er, „gibt das auch für Windhut, und es ist eine Lust, sich die Farmen dort anzusehen. Das Wasser wird durch Windmotoren in gebaute Bassins gepumpt und dann über das Land verteilt. Stellenweise stehen dort die Bananen dicht gedrängt, und die besseren geben sogar zweimal Ernte!" — Nicht ohne Wehmut trennt sich Vollbehr von dem hoffnungsfrohen Lande, um zunächst Kamerun und Togo zu besuchen und dann heimzukehren. Kamerun, ebenfalls bereits seit 1884 deutsche Kolonie!

„Der ganze Tropenzauber umsing mich, als ich nach langer Zeit wieder den Fuß auf die Erde Afrikas setzte," so beginnt das Buch „Mit Pinsel und Palette durch Kamerun, Tagebuchaufzeichnungen und Bilder" von Ernst Vollbehr (Verlag List und von Bressendorf, Leipzig, 1912). Auf 188 Seiten bringt es in 52 Kapiteln mit reichstem bunten Bildschmuck die Erlebnisse des Verfassers in den Jahren 1912—13. In Togo schließt er Freundschaft mit dem dortigen Gouverneur Herzog Adolf Friedrich von Mecklenburg (dem „Kolonialherzog", der kürzlich seinen 70. Geburtstag gefeiert hat). Dem Aufenthalt in Kamerun und Togo folgt eine weitausgedehnte Reise durch Asien-Ost, China und Japan, die Philippinen, vor allem aber ist es das herrliche Indien, von dem der Künstler gefesselt wird. Er berichtet darüber in seinem bereits angeführten Buche „Bunte leuchtende Welt", wo vor allem aus Indien eine große Zahl farbiger Tafeln, von fesselnden Proben seiner Erzählkunst umrahmt, beigegeben sind. In Heiderabad ist es, wo er die Bekanntschaft eines der reichsten Maharadschas macht. Der junge Prinz hat in Berlin studiert und ist ein fein gebildeter Mann. Er bezahlt ein von ihm gewünschtes Bild mit einem Blanko-Scheck, den er nur mit seinem Namen unterzeichnet, im

verwundet und nach erfolgter Gesundung der türkischen Armee als K. O. (Kaiserlich ottomanischer) Major zugeteilt. Seit 1919 Regierungs- und Bergrat wurde er 1922 zum Geheimen Bergrat ernannt. Seit 1932 ist er Professor für Kolonialgeologie an der Universität Berlin. — Als Mitarbeiter des Reichsamtes für Bodenforschung hat er bei der geologischen Landesaufnahme im Gebiet der Hansestadt Lübeck und Umgebung die Feldarbeiten zur Neuherausgabe der geologischen Karte für dieses Gebiet als freiwilliger Mitarbeiter durchgeführt und auch die Textausgabe der Beihfte verfaßt. 1935—38 war er Vorsitzender der Deutschen Geologischen Gesellschaft.

Geheimrat Range ist ein warmer Freund unseres Heimatbundes. Seit dem Tode von Steinig (9. 3. 1925) war er uns ein stets hilfsbereiter wissenschaftlicher Berater, und für unsere „Mitteilungen" hat er eine ganze Reihe erdgeschichtlicher Arbeiten, zum Teil mit Beigabe von Kartenskizzen nach eigenen Entwürfen, geschrieben. Er ist der Verfasser des nächstfolgenden Aufsatzes über unsere Wallberge.

Bd.

übrigen aber den Herrn Vollbehr bittet, die von ihm beliebte Summe hinzuzufügen. Jüdische Höflichkeit!

Es folgt in dem uns vorliegenden Buch das 12. Kapitel: Der Weltkrieg. Vollbehr berichtet: „Am 2. September 1914 wurde ich durch eine Depesche des Generalstabes in Berlin als Kriegsmaler für die Westfront zugelassen und nach Trier zur weiteren Befehlsgentgegennahme beordert. Aus dem Kolonialmaler wird der Kriegsmaler. Seine erste Veröffentlichung als solcher ist das Kriegsbildertagebuch über die Kämpfe an der Aisne (Verlag F. Bruckmann, München, 1915). Dann folgt „Bei der Heeresgruppe Kronprinz. Zweites Kriegsbilder-Tagebuch von Ernst Vollbehr (im gleichen Verlag 1917). Kronprinz Wilhelm schreibt selbst dazu das Vorwort. Es lautet: „Indem ich das Buch der Öffentlichkeit übergebe, möge dem eifrigen und unerschrockenen Verfasser, der die Motive zu seiner Darstellung in vorderster Kampffront, vielfach im feindlichen Feuer und umgeben vom Grauen des Kampfes der Wirklichkeit abgeläuscht hat, an dieser Stelle gedankt sein.“ Vier Jahre lang hat Vollbehr im Brennpunkt der Schlachten an der Westfront zugebracht.*), „Von den blauen Hügelketten der Vogesen,“ so schreibt er, „bis hinunter in die von Granaten zerhackten Marschen Flanderns habe ich das große Ringen unseres Volkes miterlebt und mitgemalt. So entstanden viele Hunderte meiner Originalskizzen, die den Grundstock zur Vollendung des 1250 Bilder umfassenden Werkes „Dokumente der Westfront“ bildeten.“ Vom Kaiser wurde ihm der Hohenzollernsche Hausorden mit Schwertern verliehen, und selbstverständlich erhielt er auch das E.K. I. In dem eben genannten 12. Kapitel des Buches „Bunte leuchtende Welt“ greift der Verfasser aus der Überfülle des Erlebten nur zwei Bilder heraus: Verdun und Douaumont, die dann allerdings unvergleichlich packend erzählt sind. Es trifft sich, daß der Künstler im September 1918 auf der „Dresden“ eine Patrouillenfahrt mitmachen darf, wobei er vier Wochen lang Leben und Treiben an Bord eines Kriegsschiffes malkt. Dann kommt das Ende, die marxistische Saat geht auf, die Waffen müssen aus der Hand gelegt werden, der Krieg ist aus. Was nun?

*) Während dieser Zeit war der 1898 zu Heilbronn im Schwabenlande geborene Kunstmaler Robert Haas der „Malbursche“ des Professors Ernst Vollbehr und als solcher auch sein Schüler. Robert Haas trat gleich nach Kriegsbeginn als 17-jähriger Freiwilliger in den Heeresdienst, wurde 1915 als Ordonnanz dem Professor überwiesen und blieb ihm zur Seite bis zum Kriegsende, wo er, mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet, seinen Wohnsitz in Göttingen nahm. — Robert Haas hat für unser Landratsamt, das am 1. Juli 1937 in Betrieb genommen worden ist, den reichen Bildschmuck darin geschaffen. Gleich dem Eingang gegenüber fällt ein Kolossalgemälde auf, das ein Ackerfeld mit einem darüber hinwegschreitenden „Säemann“ darstellt. Desgleichen hängt ein ebenfalls sehr großes Bild am Treppenaufgang: „Marsch zur Feldherrnhalle am 9. November,“ mit den Führern der Bewegung in Lebensgröße. Ein Bildnis Adolf Hitlers selbst hat der Landrat in seinem Arbeitszimmer, dazu eine Landschaft „Pflügender Bauer“. Im kleinen Sitzungssaal sehen wir eine Gesamtansicht auf unsere Stadt und in den oberen Fluren kleinere Bilder, meist mit einer Landschaft als Motiv, darunter eine solche mit einem Blick auf Al-Siemz. Gleicherweise hängen dann noch mehrere Bilder in den Amtsräumen des Schönberger Magistrats, während sich der Künstler im Park des Landratsamtes auch noch als Bildhauer vorstellt und zwar mit der überlebensgroßen Plastik „Feierabend“, die in der Figur eines heimkehrenden Arbeiters gedacht ist. Schließlich sei noch eine besondere Arbeit genannt, die der Beileitige unserer Hitlerjugend für ihr „Germann-Göring-Heim“ gewidmet hat. Es handelt sich um eine sogenannte „Treiarbeit“ in Kupfer, und

Seelische Bedrückung, nicht zum wenigsten aber auch Hoffnungslosigkeit im Kampf ums nackte Dasein treiben den nun auch bereits 44jährig gewordenen wieder in die weite Welt hinaus. Durch Vermittlung eines Freundes erhält er eine freie Überfahrt nach den Sunda-Inseln. Ein Jahr will er der Heimat fern bleiben, aber es werden fünf daraus. In Sumatra monatelang bei den Eingeborenen der Urwälder, auf der Vulkaninsel Krafatan, durch Java hindurch und mit John Hagenbed zusammen, auch im Urwald von Ceylon und in Indien selbst, auf den Philippinen und in Japan, ein „Landsknechtsleben, das ihn durch fast alle Länder der Erde hegt, immer arbeitend, immer malend, immer im Kampf um das nackte Dasein“. Auch in Amerika ist er gewesen und zwar in Hollywood, der Filmmetropole. Aber hier gefällt es ihm nicht. Die kalte Kunstgeschäftigkeit Amerikas, so schreibt er, bietet keinen gesunden Nährboden für art eigene Kunst. Er flüchtet in die Wüstenstrecken Kaliforniens und malt in den Dünen des Colorado. Da, eines Tages, trifft die Nachricht ein: „Adolf Hitler ist in Deutschland zur Macht gekommen!“ Gleichzeitig erreicht ihn der Appell von Dr. Göbbels: „Deutsche Künstler gehören ins Dritte Reich“. Da gibt es für Ernst Vollbehr kein Halten mehr. Er kehrt heim.

Gelegentlich einer Ausstellung, die im Juli 1933 in der Armeebibliothek zu Berlin veranstaltet wird, steht er zum erstenmal dem Führer gegenüber. Adolf Hitler hat vom Schicksal seiner Sammlungen gehört und gibt ihm mit festem Druck die Hand: „Ihre Bilder bleiben beisammen, ich übernehme sie für die Partei.“ Vollbehr sieht, wie das ganze deutsche Volk „unter Hitlers Führung zu einer gewaltigen Kraftanstrengung sich zusammenballt, zu einem ungeheuren Ringen gegen Arbeitslosigkeit und Not“. Ein Freund fordert ihn auf, diese Schlachten der Arbeit zu malen und zugleich für spätere Geschlechter festzuhalten. Der Plan des Freundes und die ersten Entwürfe des Künstlers finden Zustimmung und Beifall des Führers, und so beginnt wieder ein unstetes Wanderleben, doch diesmal durch die deutschen Gauen von den Mooren Ostpreußens bis hinauf zu den Höhen der bairischen Berge, aber auch in Österreich und in das Sudetenland hinein. Sein zielbewußter Förderer ist der Generalinspektor für das deutsche Straßenwesen, der unvergessliche Dr.-Ing. Todt. Nur zweimal unterbricht der Unermüdliche seine Arbeit, einmal durch eine Erholungspause auf der Madeira-fahrt mit „Kraft durch Freude“, wobei er zwischen 1070 Arbeitskameraden am 25. 3. 1936 seinen 60. Geburtstag feiern kann, das anderemal 1937 durch eine Studienfahrt nach Mexiko und Guatamala. Sein Buch „Arbeits-schlacht, fünf Jahre Malsfahrten auf den Bauplätzen der Straßen Adolfs Hitlers“ von Ernst Vollbehr (Zeitgeschichte-Verlag Wilhelm Andermann, Berlin) gibt ausführlichen Bericht über seine Tätigkeit an Hand von 40 farbigen Tafeln. Sechs volle Jahre hatte er in Aussicht gestellt, und wenn hier nur von fünf die Rede ist, so lag das daran, daß die Arbeit am Straßennetz sich zunächst zum Teil in den notwendigen gewordenen Bau

wir finden sie im Vorraum des Heims. Auf zweimal 8 rechteckigen Platten sind in Reliefform Darstellungen eingehämmert, die altgermanische Motive in geschickter Weise mit solchen des Dritten Reiches in Verbindung bringen und als Ganzes die Türfüllung zum Eingang in den Saal des Heims bilden. Wir sehen in zwei senkrechten Reihen gegenübergestellt: 1. Altgermanischen Mann, 2. Altgermanische Frau. Dann 3. ein Schwert und 4. einen Frauenschmuck. Als 5 folgen Fische, daneben 6 ein Säemann. Ferner 7. ein Hirsch als Sinnbild der Jagd und 8. ein Wikingerschiff als Sinnbild des Verkehrs. 9 und 10 sind ein HJ-Junge, bzw. ein BDM-Mädel, Nr. 11 eine altgermanische Gürteltafche, Nr. 12 eine ebensolche Speerspike, Nr. 13 ein Soldat im Stahlhelm und gegenüber Nr. 14 Mutter mit Kind. Endlich Nr. 15 vorgeführliche Gesichtsurne, Nr. 16 Adler, der zur Sonne blickt.

des Westwalls verschob und demgemäß auch Vollbehr sein Arbeitsgebiet auf Wunsch des inzwischen Reichsminister gewordenen Dr. Fritz Todt verlegen mußte. Am 4. Februar 1938 übernimmt der Führer den direkten Oberbefehl über die gesamte Wehrmacht, am 1. September 1939 beginnt der Gegenangriff gegen Polen und damit der zweite Weltkrieg. Inzwischen hat uns auch Frankreich den Krieg erklärt, am 3. September folgt England. Wo vor 25 Jahren im Osten und Westen das Feuer der Schlachten gelost hatte, entbrannte die Fackel aufs neue, altbekannte Namen wurden genannt, und unser Professor zog mit seinem Malgerät an die Front, um abermals seinem Vaterland als Kriegsmaler zu dienen. Eine Ausstellung farbiger Bilddokumente mit nicht weniger als 232 Skizzen konnte bald darauf gezeigt werden. Sie war auf Wunsch des Führers und unter Förderung des Reichsministers Dr. Todt zustande gekommen. Aus dem gedruckten Katalog mit der Aufschrift *Am Westwall / In Polen und Frankreich / Feldzug gegen Sowjet-Rußland* mögen nur einige wenige genannt sein: Blick auf das brennende Warschau (Sept. 1939), Hafenanlage von Gdingen (Gotenhafen, Okt. 1939), Ein getarntes Hauptquartier, Der Wald von Compiègne, Das zerstörte Dinkirchen (10. 6. 1940), Einzug in Paris 14. 6. 1940, Sonnenuntergang bei Riem, Unendliche Getreidefelder der Ukraine. — Am 25. März 1941 ließ der Führer dem Professor zum 65. Geburtstag die Goethe-Medaille überreichen. Mit 65 Jahren hatte man früher die sogenannte „Altersgrenze“ erreicht, d. h. es wurde einem nahe gelegt, demnächst um seine Veretzung in den Ruhestand einzukommen. Derartig war natürlich mit einem Professor Vollbehr nicht zu sprechen. Noch im Sommer 1941 fand in der Seestadt Rostock aus Anlaß der 8. mecklenb. Kulturwoche eine Kaulbach- und Vollbehr-Ausstellung statt, die am 7. September eröffnet wurde und berechtigtes Aufsehen erregte. Die etwa 300 Tempera-Skizzen umfassende Wanderausstellung „Am Westwall, in Polen und Frankreich“ hatte bereits im August 1940 in München ihren Anfang genommen und führte zwei Jahre lang durch 20 Städte. Wenn nicht seine Tätigkeit an einer der Fronten ihn festhielt, ließ Vollbehr es sich nicht nehmen, zu Eröffnungsfeiern der Ausstellungen zu kommen und durch seine persönlichen Berichte den Besuchern einen lebendigen Eindruck von dem gewaltigen Geschehen dieses Krieges zu vermitteln. Seit Kriegsausbruch an allen Fronten am Werk, zwang ihn in Odessa eine Ruhrerkrankung, eine längere Pause einzulegen. Darauf ging es wieder weiter in den Südostrum bis zur Krim, nach Kreta und endlich hoch hinauf in den Norden. Im Frühjahr 1943 mußte er wegen einer plötzlich eingetretenen Thrombose (Blutpfropfen in einer Vene des Unterschenkels) in die Heimat zurückkehren.

Vor uns liegt das Leben eines Künstlers, den seine Freunde den „Sonnenstüchtigen“ genannt haben. Und wirklich: farbenreich wie seine Bilder zieht sein Leben an unseren Augen vorüber, allerdings auch nicht ohne die dunklen Töne der Trauer, wie sie keinem Menschen erspart bleiben. Nun ist es Herbst geworden. Gerade in diesem Jahre hat so mancher Abend in überirdischer Pracht gestrahlt, die den Maler wohl hätte locken können. Doch darum handelt es sich jetzt nicht. Es geht um den Herbst eines Menschenlebens, wo eine überreiche Ernte (mehr als 4000 fertige Bilder sind zu registrieren) für den kommenden Frühling unseres deutschen Volkes geborgen werden soll. Unser Leben währet 70 Jahre, sagt das uralte Bibelwort, und wenn es hoch kommt, sind es 80, aber wenn es köstlich war, dann ist es Mühe und Arbeit gewesen. Ein Goethe-Wort, das dem Vollbehrschen Buch „An den Fronten des Lebens“ als Sinnpruch mit auf den Weg gegeben wurde, möge diese kleine Abhandlung beschließen:

„Ich lieb' den, der
Unmögliches begehrt“.

Bd.

Wallrücken im Fürstentum Rakeburg

Von Geheimrat Prof. Dr. R a n g e, Berlin

In den Mitteilungen unseres Heimatbundes habe ich wiederholt das Wort genommen und in einer Reihe von Aufsätzen den Naturfreunden den geologischen Bau unseres Landes nahezubringen versucht. Schon in dem ersten derselben (Schrifttum 9) sind beide Wallrücken, die uns in dieser Arbeit beschäftigen sollen, auf der beigegebenen Kartenskizze eingezeichnet und die nähere Beschreibung des südlichen (Lantower) in Aussicht gestellt. In meiner Geologie des Fürstentums Rakeburg (Schrifttum 10) ist auch der nördliche am Maurineufer bei Schönberg erwähnt, ebenso der Mitteilung von 1940 (Schrifttum 12), in der auch dessen Schilderung zugefügt wurde. Diese Versprechen mögen hiermit eingelöst sein.

Die Wallrücken — schwedisch *Nser* — gehören zum glazialen Formen-schatz auch in unserer engeren Heimat, ebenso wie die in der Mitteilung von 1934 behandelten Endmoränen, sie sind weniger ins Auge fallend als diese und lassen sich meist erst durch die geologische Feldausnahmen festlegen. Verschiedentlich habe ich über dieselben geschrieben, am eingehendsten im Jahrbuch der Preuß. Geolog. Landesanstalt 53 (1932). Hier ist auch eine Lagen-skizze der Wallrücken in Lübeds Umgebung gegeben (S. 445), sie verzeichnet 10; vier derselben sind auch auf der Skizze von 1934 in diesen Mitteilungen eingetragen, dazu als fünfter der von Schönberg. Am bekanntesten sind die drei größten:

1. der schon 1906 von Bärtling beschriebene *Os* am Neuentkirchener See östlich des Schaalsees an der mecklenburgisch-lauenburgischen Landesgrenze, (Schrifttum 1) mit 20 km weitaus die längste der ganzen Gegend,

2. der 7 km lange Lübeder *Os*, 1928 sehr eingehend von Ohnesorge bearbeitet (Schrifttum 5),

3. der Rarpener Wallrücken mit 12 km Längserstreckung, den ich selbst 1930 und 1932 behandelt habe (Schrifttum 6, 1. 2).

Die beiden im Fürstentum Rakeburg vorkommenden sind kleiner, nur 3,5 bzw. 2,1 km lang.

Wallrücken sind auf weitere Erstreckung sich fortsetzende, einer bestimmten Richtung folgende wallartige Rücken, die meist senkrecht zum Eisrand laufen. Sie bestehen aus Sand, Kies und Geröll, welche durch Schichtung und Ablagerung ihre Entstehung aus fließendem Wasser erkennen lassen. Teile des Walles sind bisweilen von Grundmoräne bedeckt. Die häufig Dämmen gleichenden Rücken zeigen nur geringe Höhenunterschiede im Längsprofil, oft haben sie seitliche Verastelungen, die man Nebenrücken nennt. Sie werden als Spaltenausfüllungen des Inlandeises erklärt. Erhalten blieben sie nur, wenn das Eis bewegungslos „tot“ geworden war. In den Spalten flossen unter Druck stehende Schmelzwässer, welche die neben jedem Wallrücken befindlichen Vertiefungen — die *Osgräben* — ausfurchten. Der Wasserdruck bedingte starke Transportkraft und daher den Absatz großer Schuttmengen an den Stellen, wo er geringer war.

Der Lantower Wallrücken.

Von Schönberg führt die Straße nach Rakeburg in *SSW*-Richtung zunächst durch das Schönberger Staubecken, dann über wellige Grundmoränenschaft — Geinitz nannte sie *Kymalandschaft*, nach dem griechischen Wort *kyma*, die Woge. 12 km von Schönberg liegt Schlag-Resdorf. Hier bei dem Haltepunkt 13 km der Autobusverbindung überquert ein schmaler wenige Meter hoher Kieszug die Straße in *SSD*-Richtung, wendet sich östlich der Straße nach Süden und behält diese Richtung bis zum Nordende des Lantower Sees bei, wo er in einem Steilhang gegenüber dem Dorf



Phot. A. Thies 43

Südteil des Wallberges bei Lankow von Osten gesehen über den See

Lankow endet. Unweit der Straße bei km 13 am Wege nach Gr. Wolzahn sind in ihm einige Kiesgruben angelegt, die seinen inneren Aufbau erkennen lassen. Der ganze Wallrücken besteht aus Kies, dem stellenweise recht große Blöcke eingelagert sind. Östlich an den Wallberg schließt sich der Dsgraben an. Von der Moorfläche östlich der Straße bei Schlags-Resdorf geht er als schmale Senke zum Nordende des Lankower Sees. An dieser Seite sind die Höhenunterschiede zwischen dem Wallrücken, dessen Kammlinie bei 55—60 Meter liegt, und dem Graben 20—30 Meter, und da das Nordende des Lankower Sees Tiefen von nahezu 10 Meter hat, hier sogar auf 200 Meter Entfernung fast 40 Meter. Zwei kürzere Nebenröser begleiten ihn an der Westseite, der eine liegt bei km 14 an der Straße, der zweite weiter südlich, westlich des großen Sees von Schlagbrügge. Da der Wallrücken in seinem Südteil bewaldet ist, hebt er sich im Gelände sehr markant heraus.



Phot. A. Thies 42

Einschnitt in der Straße von Gr. Bünsdorf nach Rodenberg v. W. gesehen
Kreuzschichtung zeigende kieselige Sande des Wallrückens



Phot. A. Thies 43
Nordteil des Lankower Wallrückens von Osten gesehen. Die Wiese im
Vordergrund ist der verlandete „Dögraben“

Der Schönberger Wallrücken.

Er beginnt nahe der Einmündung der Maurine in die Stepenitz, zieht südlich der letzteren in der beide Flüsse begleitenden Moorniederung und erstreckt sich als nicht sehr hervortretender Wall parallel zur Eisenbahn Dassow—Schönberg. 2 km weit nach SSW. An der Oberfläche ist er sandbedeckt, sein Inneres besteht aber auch aus Kies, wie überhaupt die Wallrücken oft die einzigen Kieselager in Lehmgeländen enthalten und daher meist schon weitgehend der Zerstörung anheimgefallen sind. Der Aufbau ist in dem etwa 5 Meter tiefen Einschnitt der Straße von Groß-Bünsdorf nach Rodenberg (Westischblatt Mummendorf) gut zu beobachten. Hier sind Sande und Kiese, die ihre Ablagerung aus schnell fließendem Wasser erkennen lassen, an der Südseite des Weges zu sehen, sie werden östlich von Geschiebelehm überlagert.



Phot. A. Thies 42
Aufschluß im Schönberger Wallrücken im Einschnitt der Straße
von Gr.-Bünsdorf nach Rodenberg

In SW-Richtung erstreckt sich der Wallrücken als Sandwall entlang der Straße und Eisenbahn nach Dasso bis dicht vor Klein-Bünsdorf, im Gelände ist er als flacher Rücken besonders an der Westseite deutlich erkennbar, er liegt 12—13 Meter über dem Meeresspiegel. Als „Dsgraben“ gehört zu ihm das in SW nach NW Richtung sich erstreckende Maurinetal, dessen torferfüllte Senke etwa in Meeresspiegelhöhe liegt. Sie reicht aber noch tiefer hinab, denn schon an der Eisenbahnstrecke unmittelbar nördlich Schönberg ist Diluvium erst mehrere Meter unter NN angetroffen und bei Dasso ist das Stepenitzmoor 7,5 Meter mächtig. Auch dieser Wallrücken hatte also eine absolute Höhendifferenz von fast 20 Meter in Ost-West-Richtung auf eine Entfernung von durchschnittlich etwa 100 Meter, von denen jetzt 7 Meter Torfablagerungen in Abzug zu bringen sind.

Der Stadthügel von Schönberg.

Daß der Wallrücken sich weiter nach Südwest erstreckt und daß die Höhe, auf der Schönberg liegt, gleichfalls ein Ds sei, wie gelegentlich angegeben wird, ist unrichtig. Das beweisen einige neue Bohrungen, die den Untergrund des Stadthügels von Schönberg deutlich erkennen lassen, sie mögen daher im Anschluß an frühere Ausführungen (Schrifttum 12) hier wiedergegeben sein.

1. Bohrung Wilhelm-Gustloff- (früher Marien-) Straße 12.

0—1,9	aufgebrachter Boden	} Ablagerungen des Schönberger Staubeckens
—3	humoser lehmiger Sand	
—4	feiner Sand	
—7	kalkiger Ton	
—8	Feinsand	
—c25	Geschiebemergel	
—x	diluvialer Sand	

2. Bohrung Wasserstraße 100 Meter SO der Kirche.

0—12	feiner Beckensand	} Ablagerungen des Schönberger Staubeckens
—30	Bedenton	
—32	feiner Sand	
—46	kiesiger Diluvialsand	
—53	dunkler Ton	} Miozän
—55	rötlicher Ton	
—58	heller Sand	

Ebenso wie in früher mitgeteilten Bohrungen fehlen in den Profilen des Stadthügels kieselige Ablagerungen.

Der Stadthügel von Schönberg ist eine Halbinsel im diluvialen Schönberger Eisstausee. Dieser stand durch das Tal von Herrnburg mit dem Lübecker Becken in Verbindung, zur Zeit des Höchststandes der Schmelzwasser war auch die Halbinsel von Wasser bedeckt. Da sie fast allseitig von Moorniederungen umgeben ist, die im frühen Mittelalter sicher viel ungangbarer waren, bot sie einen günstigen Platz für eine slawische Siedlung, die solche Örtlichkeiten bevorzugte. Die Ähnlichkeit mit der Lage der Altstadt von Lübeck ist auffallend, dort liegt aber die alte Landverbindung an der Nordseite, bei Schönberg im Süden.

Schrifttum

1. H. Bärtling. Der As am Neuenkirchener See an der mecklenburgisch-lauenburgischen Landesgrenze. Jahrbuch d. Preuß. G.L.N. 26 (1905)
 2. E. Gage. Der Dszug von Walddusen—Pöppendorf bei Lübeck. Jahrbuch der Preuß. Geol. L.N. 42 (1922).
 3. E. Geinitz. Aus der Erdgeschichte von Schönberg. Diese Mitt. 1924 N. 3.
 4. A. Klautsch. Schriften und Karten über Djer und Endmoränen im norddeutschen Flachland (bis 1920). Jahrbuch der Preuß. Geol. L.N. 42 (1922).
 5. W. Ohnesorge. Das Lübecker Ds und seine prähistorischen Altertümer. Mitt. d. Geogr. Ges. Lübeck. Reihe 28 (1928).
 6. B. Range. 1. Der Zarpener Wallrücken. Lübecker Heimatblätter 1930. N. 75. 2. Wallrücken (Djer) in der Umgebung von Lübeck. Jahrbuch der Preuß. Geol. L. N. 53 (1932).
 7. — Übersicht der Geologie von Lübecks Umgebung. Mitt. d. Geogr. Ges. Lübeck. Reihe II 36 (1932) (bes. S. 59).
 8. — Der Struckberg bei Carlow und die Endmoränen des Fürstentums Rügenburg. Diese Mitt. 16. Jahrg. 1934. Heft 4.
 9. — Geologie des Fürstentums Rügenburg. Diese Mitt. 17. Jahrg. 1935. Heft 1.
 10. — Die Steinzeit im Fürstentum Rügenburg. Diese Mitt. 19. Jahrg. 1937. Heft 2.
 11. — Ein geologisches Profil quer durch die Schönberger Mulde. Diese Mitt. 22. Jahrg. 1940. Heft 1.
 12. J. Schlund. Geologisch-agronomische Karte der Umgebung von Bad Dsdesloe. Berlin, Geol. L.N. 1914.
 13. B. Strund. Wallberge in Lübecks nächster Umgebung. Lübeckische Blätter. 1918. N. 16.
 - 14—19. Geol. Karte von Preußen und benachbarten Deutschen Ländern und deren Erläuterungen.
- | | | | | | |
|------------------|---|--|---|-------------------------------|------|
| erl. v. B. Range | { | Blatt Lübeck
" Hamburg
" Dsdesloe
" Travemünde
" Trittau | } | Lieferung 200. II. Aufl. 1938 | |
| erl. v. W. Wolff | { | " Ahrensburg | } | " 320. | 1935 |
| | | | | " 176. | 1912 |
20. Den besten Überblick über die Geologie Mecklenburgs bietet immer noch die Karte von E. Geinitz von 1922 im Maßstab 1 : 200 000. Dazu als Erläuterung Teil I seiner Geologie Mecklenburgs. Rostock 1922. C. Hinckorff.

Bernstein als Geschiebe

Von E. K u m m e r o w, Rüdersdorf bei Berlin

Es ist bekannt, daß unsere Geschiebe im allgemeinen eine Auslese des Härtesten unter dem Material darstellen, das die Gletscher des Inland-eises aufgearbeitet haben. Sie sind immer mehr oder weniger kantengerundet, und meist haben nur die kristallinen Blöcke (Granit, Gneis, Diabas, Porphyr usw.) die Fährlichkeiten des Transports überstanden, ohne gänzlich zerrieben zu werden. Es muß also überraschen, wenn wir einen so wenig widerstandsfähigen spröden Stoff wie Bernstein überhaupt als Geschiebe finden und noch dazu an einzelnen Stellen „nesterweise“ gehäuft oder gar in abbauwürdiger Menge.

Über ein solches Vorkommen unterrichtet uns eine kleine Schrift von Dr. Steinbeck in Brandenburg (Havel): „Über die Bernsteinengewinnung und das Braunkohlenlager bei Brandenburg a. d. Havel. 1841“. Es handelt sich um eine Begebenheit, die länger als ein Jahrhundert zurückliegt. In bezug auf die Bernsteinengewinnung von der hier die Rede sein soll, erzählt der Verfasser, daß man einen aus Ostpreußen stammenden Kunstdrechsler nach Brandenburg gerufen habe, der die Bedeutung des Fundes sogleich erkannte und von der Regierung die Erlaubnis zum Betrieb einer Bernsteingräberei erwirkte. Damit sei im Jahre 1834 begonnen worden und zwar mit folgendem Ergebnis.

Schon in einer Tiefe von 6 bis 8 Fuß (1 Fuß = 0,31 m) machte man eine nicht unbedeutende Ausbeute. Witterung und Grundwasser hinderten, tiefer zu gehen. Das war erst im folgenden Sommer möglich. Da stieß man in einer Tiefe von 14 Fuß auf solchen Holzmüll, wie ihn die Ostsee auszuwerfen pflegt, bei welchem sich dann gewöhnlich Bernstein findet“. Damit war das eigentliche Bernsteinlager — denn um ein solches, nicht um einzelne lose Stücke handelte es sich — erreicht, und die Grabungen wurden in den nächsten Jahren mehr im großen betrieben. Wegen des hohen Grundwasserstandes konnte man den untersten Teil der Schicht, der den meisten Bernstein enthielt, nicht erreichen, obgleich man nur in der trockensten Zeit des Sommers arbeitete. Im Frühjahr 1840 jedoch „ließ der niedrige Stand des Grundwassers eine ungewöhnlich frühe und tiefe Aufwühlung des Erdbodens zu“. Man konnte daher in eine Tiefe von etwa 17 Fuß dringen und so fast allen vorhandenen Bernstein gewinnen. Es wurde im ganzen für ungefähr 2000 Taler Bernstein gewonnen. Der Betrieb war sehr lohnend, da die Auslagen nur 1000 Taler betrugen.

Mit dem Bernstein zusammen fand man, wie schon bemerkt, „Holzmüll“, d. h. sowohl Braunkohle als auch wohlerhaltene Reste von verschiedenen Holzarten, wie Kiefer, Esche, Erle, auch Kienäpfel, sehr große Haselnüsse und Eicheln. Die Stücke waren gerundet und oft mürbe und verwittert. Besonders interessant war der Fund eines Stückes vom Holz der Bernsteinfichte, in dem der Bernstein noch in Gestalt kleiner gelber Knötchen enthalten war. Alle in der oberen, abwechselnd trockenen und nassen Erdschicht gefundenen Bernsteinstücke waren mit einer Verwitterungsrinde bedeckt. Die Stücke dagegen, die immer im Wasser gelegen hatten, waren „mehr knubbelartig“ und beim Herausnehmen blank, wie poliert. Das größte Stück wog 1 Pfund und 4 Lot (570 Gramm). Es fanden sich auch mehrere Stücke, in denen Fliegen, Mücken und Spinnen eingeschlossen waren.

Dem Bericht des Dr. Steinbeck über Bernsteinfunde in der Mark sind solche in Mecklenburg an die Seite zu stellen. Man hat bei uns Bernstein als Geschiebe bei tiefem Pflügen und sonstigen tieferen Aufschlüssen hin und wieder gefunden. Der alte Küster F r e u n d t in Woldegk, bei dem ich 1900 als junger Schulmeistergehilfe antreten mußte, hatte

immerhin soviel von dem fossilen Harz erbeutet, daß er es „gewerbsmäßig“ zu Zigarrenspitzen u. dgl. verarbeiten konnte. Er verstand das vorzüglich und durchbohrte, schliß und polierte den spröden Stoff, worauf er die gebrauchsfertigen Gegenstände verkaufte. — Ein besonders großes, „brotlaibförmiges“ Stück Bernstein wurde in der Güstrower Gegend bei einem Kanalbau gefunden und wird in der Sammlung der Rostocker Universität aufbewahrt. Ein taubeneigroßes Stück, am Ufer der Müritz gefunden, und einige haselnußgroße Stücke vom Ufer der Untertrave liegen im Schönberger Heimatmuseum und ebenda Bernsteingrus, gefunden beim Abschachten des Sandberges in Schönberg am Kupensdorfer Weg bei Anlage des Sportplatzes, 4½ Meter tief in fingerdickem Bändertonstreifen zwischen Sandschichten.*)

Wie erklärt sich das Vorkommen von Bernstein in unserer Gegend überhaupt, besonders aber das gehäufte Vorkommen an einzelnen Stellen? Wie unser ganzer Boden ist der Bernstein durch die eiszeitlichen Gletscher aus dem Ostseegebiet zu uns herbefördert worden. Der in Mecklenburg und in der Mark als Geschiebe gefundene Bernstein stimmt mit dem ostpreussischen durchaus überein. Er tritt dort bekanntlich im Anstehenden einer tertiären Schicht auf. Es ist aber nicht wahrscheinlich, daß die bernsteinführenden Schollen unserer Heimat von der ostpreussischen Lagerstätte stammen. Man nimmt vielmehr neuerdings an, daß sich die gleichen Schichten während der Eiszeit auf dem Boden der heutigen Ostsee weiter westwärts bis in die Gegend der Insel Rügen erstreckten und daß unser Bernstein also von dorthier gekommen ist.

Die Gletscher der Eiszeit rückten etwa nach Art eines Schneepfluges über den aus Sand und losem Material bestehenden Untergrund vor. Auf ebenem Boden werden sie weniger Schutt aufgenommen und diesen bald vermengt und zerrieben haben. Wo aber das Eis sich gegen ansteigendes Gelände bewegte und auf Steilstufen stieß, die es aufstauten, da war der Gletscher instande, große Bodenmassen als Ganzes aus ihrem Verbande zu lösen und in sich aufzunehmen. Sie sind dort, wo sie aus weißer Kreide oder Kalk bestehen, leicht von den eiszeitlichen Sand- und Tonsschichten, in denen sie eingeschlossen sind, zu unterscheiden. Werden solche Schollen bordiluvialer Gesteine (Tertiär, Kreide) von Bohrungen durchsunten, so werden also unter ihnen nochmals eiszeitliche Ablagerungen angetroffen.

Was im Lande Raseburg unter der diluvialen Oberschicht liegt, wissen wir nicht, da Tiefbohrungen fehlen. Es lassen sich nur aus Befunden bei Brunnenanlagen, die bis auf etwa 70 m unter Tag gingen, Schlüsse ziehen.***) Im Winter 1936—37 ist am Schönberger Oberteich in der Lübecker Straße auf dem jetzt Kornhändler Krügerschen Grundstück eine derartige Bohrung vorgenommen worden, wobei man zwischen 50,8 und 55 Meter Tiefe auf B ä n d e r t o n, ähnlich dem Lübecker Bedenton, kam. Der Bänderton ist ein durch Schmelzwasser aus der Moräne ausgespültes und in Stauseen vor dem Eisrande wieder abgelagertes Sediment. Bekanntlich wurde die Schönberger Senke in diluvialer Zeit von einem Stausee überflutet, der über Herrnburg hinaus mit dem größeren Lübecker Stausee in Verbindung stand. Die für den Bänderton charakteristische Bänderung kommt dadurch zustande, daß beim Abschmelzen des Gletschers im Sommer größere Wassermengen frei wurden, die eine stärkere Strömung hervorriefen und deshalb auch weniger feine sandige Teile der Moräne, nicht bloß Ton, ausschlämmen, fortführen und dann in dem Stausee wieder absetzen konnten.

*) Bernstein wird noch jetzt am Strand der Lübecker Bucht von Travemünde bis Kuxstadt bei starkem Ostwind angespült und von den Badegästen gesammelt. Am Brothener Ufer ist er aus der Grundmoräne bekannt; bei Lübeck in Kiesgruben mehrfach gefunden. Ein großes Stück, das im Lübecker Museum lag, ist durch den Terrorangriff am Palmsonntag 1942 vernichtet.

**) Vgl. aber R a n g e, Mittl. d. Heimatbundes 1935, S. 6.

Dagegen stand im Winter wenig Wasser bereit, sodaß nur ganz feines, toniges Material bewegt und abgesetzt wurde. Dieses hat eine dunklere Farbe, und so entstand eine Streifung oder Bänderung. Es wechselt immer eine hellere, sandreichere und etwas gröbere Sommerschicht mit einer feintonigen, im Winter abgesetzten ab. Beide zusammen stellen also den Absatz eines Jahres dar, und man kann aus der Zahl der Schichten (in Schweden „Warven“ genannt) die Zahl der Jahre berechnen, die der Stausee bestanden hat.

Die hier gegebene Darstellung trifft nur für Schweden außer Schonen zu. Hier und in Dänemark hat man festgestellt, daß die dortigen Warven durch die Niederschläge in viel kürzeren Perioden, z. T. im Laufe eines einzigen Tages gebildet wurden. Dementsprechend ist denn auch die Zahl der für ihre Ablagerung nötigen Jahre zu vermindern und das Tempo des Eisrückzuges als schneller anzusehen. Leider sind ähnliche Untersuchungen wie die der dänischen Bändertone in Deutschland noch nicht zum Abschluß gekommen. Der Bändertone ist auch dadurch gekennzeichnet, daß er keine Findlingsblöcke enthält, da das Schmelzwasser diese natürlich nicht bewegen konnte. Wohl aber enthält er gar nicht so selten Bernstein, da dieser wenig schwerer als das Wasser ist und an der ostpreussischen Küste bekanntlich bei Stürmen aus dem Untergrund ausgespült und ans Land geworfen wird. Er wird so bei Zehdenitz an der Havel und auch bei Schönberg an der Maurice, wie die Funde zeigen, im Bändertone gefunden, allerdings durch den Transport zerbrochen. In diesen ist er aus ausgewaschener Grundmoräne gelangt.

Wie alle im Wasser abgesetzten Bodenarten zeigt der Bändertone in ursprünglicher Lage waagerechte Schichtung. Das ist aber vielfach, auch bei der Brunnenbohrung in Schönberg, nicht mehr der Fall. Meistens rühren diese nachträglichen Schichtenstörungen von „Toteis“ her, das sind beim Abschmelzen vom Inlandeise getrennte, bewegungslose Gletscherteile, die in der turbulenten Abschmelzzeit vom Bändertone bedeckt wurden und unter dieser Hülle nun sehr langsam abschmelzen. In dem Maße, wie das Toteis schmolz, sackte der darüber liegende („hangende“) Bändertone nach, und so entstanden die Störungen. Besonders gute Aufschlüsse in dieser Bodenart konnte man 1907—1908 bei den Ausschachtungen zum Bau des neuen Lübecker Hauptbahnhofes beobachten.

Schollen älterer Gesteine sind vielfach, z. B. in Pommern und in der Uckermark, angetroffen worden. Sie können Hunderte von Metern lang und bis 100 Meter dick werden. Die russischen Geologen der neuesten Zeit rechnen noch mit weit größeren Beträgen. Wenn die Schollen aus weichen Gesteinen wie Kreide, Ton oder Sand bestanden, so konnten sie als Ganzes nur in völlig gefrorenem Zustande fortbewegt werden. Man findet in Kiesgruben auch kleine Bruchstücke solcher Schollen, oft z. B. nur faustgroße Partien von grobem Kies oder Ton in Feinsand gebettet, und wundert sich über die Erhaltung der eiligen Form.

Gefrorene Schollen blieben sehr lange erhalten und wurden vom Eise mit fortgeführt. Die in ihrem Innern enthaltenen Geschiebe waren, solange die Schollen nicht auftauten, gegen alle Beschädigungen geschützt. Nur auf diese Weise konnten die verhältnismäßig weichen Bernsteinstücke, ohne zertrümmert und zerstreut zu werden, weite Strecken wie aus dem mittleren Ostseebecken bis zu uns her zurücklegen.

Es ist also anzunehmen, daß die in dem Bernsteinslager bei Brandenburg gefundenen Stücke aus einer einzigen Scholle stammen, die an der ursprünglichen Lagerstätte als ein Ganzes vom Gletscher „abgeschert“, ins Eis aufgenommen und in die Mark befördert wurde. Die vereinzelt in Ton oder Sand gefundenen Stücke von Bernstein stellen die zerstreuten Überreste aus solchen Schollen dar, die durch ein weniger günstiges Geschick schon früher zerstört wurden. Der Bernstein wurde dann, wofern er nicht zerrieben

wurde, entweder durch den Gletscher selbst oder durch die bei seinem Abschmelzen entstehenden Wasserströme an seinen jetzigen Fundort geführt.

Der im Altertum von den Griechen unter dem Namen Elektron erhandelte Bernstein stammt nach heutiger Ansicht nicht von der ostpreussischen, sondern von der deutschen Nordseeküste, an der heute noch Bernstein gefunden wird. Auch der Bernstein der Nordsee wird denselben Weg gegangen, also in gefrorenen Knollen in der Grundmoräne transportiert sein.

Zur Erklärung des Namens Maurine

In einem früher erschienenen Heft dieser Mitteilungen ist festgestellt, daß es noch an einer befriedigenden Erklärung des Namens *Maurine* fehlt.

— Seit Beginn des Feldzuges gegen Sowjet-Rußland im Osten konnte ich besonders an Hand erbeuteter Generalstabskarten eine ganze Reihe geographischer Namen finden, die mit den in unserer Heimat noch erhaltenen „wendischen“ Namen ähnlich lautend und daher oft auch gleichbedeutend sind. Auf diese Weise wird man vielleicht der Lösung manches Rätsels, das uns die „Ortsnamen-Deutung“ noch gelassen hat, näher kommen können. Was nun den Flußnamen Maurine anbetrifft, so bedeutet derselbe m. E. etwa soviel wie „Moorbach“, denn sie kommt aus dem Klein-Rüniger Moor und nimmt später den Zufluß aus dem Klocksdorfer bzw. Röggeliner See auf (vgl. Heimattafel der 1936, S. 189), fließt aber im Mittel- und Unterlauf ausschließlich durch mooriges Gelände. Die urkundlich überlieferten ältesten Namensformen sind schon früher in diesen Mitteilungen erwähnt worden; es ist nicht nötig, sie hier zu wiederholen. Ohne schon eine einwandfreie und klare Deutung des Namens unseres Flüsschens damit gewonnen zu haben, seien hier zum Vergleich einige möglicherweise verwandte Namensformen aus dem jetzigen slavischen Sprachraum angeführt. Es werden sich unter der kritischen Prüfung eines gelehrten Sprachwissenschaftlers (eines Slavisten) vielleicht nicht alle hier erwähnten Beispiele als in Betracht kommend erweisen, aber das muß mit in Kauf genommen werden, wenn es gilt, das Ziel zu erreichen.

Russische und polnische Dorfnamen wie Murowana, Murowanka, Murawka und Murowanaja Oschtschmjanka scheiden für den Vergleich mit unserem Flußnamen aus, da sie den Begriff des „gemauerten“ Wohnhauses (im Gegensatz zu der sonst in Rußland allgemein verbreiteten Blockhütte aus Holz) anzudeuten scheinen. — Eher könnte ein Vergleich der folgenden Namen zur Erklärung führen: Morotsch, ein Fluß an der ehemals polnisch-russischen Grenze und ein gleichnamiges Dorf an der Mündung desselben in die Słutsk; Morosowa, ein Dorf 20 km nördlich von Smolensk; Morosowka, ein kleines Dorf an der Lawotscha-Niederung 20 km nordöstlich von Wologda; Morosj, ein Dorf 3 km nordöstlich von Grest (Weißrußland). Diese sonst noch zahlreich im Osten vorkommenden Ortsnamen dürften sinnerwandt sein mit dem Namen des Dorfes Moraas bei Hagenow; sie verleiten uns unwillkürlich dazu, an einen „Morast“ zu denken. Im Flußgebiet des Njemen (Memel) liegt ein Dorf Muratschi an der Serwetisch, östlich des Narotsch-Sees, und die Mereschanka ist ein Fluß im Stromgebiet des Njemen. Eine Ortschaft Murin Bor (Bor = Wald) findet man 35 km südöstlich von Krittchen. Südöstlich der Stadt Malojaroslawez fließt die Merinowka; die Mortwaja oder Mertwaja ist ein bei einem Dorf Alexandrowa Urspringender Bach, der durch weitläufiges Sumpf- oder Moorgelände in den Dnjepr fließt, ungefähr 30 km südlich von Jarzewo. Morunino nennt sich ein Dorf südöstlich von Jaroslawl (nordöstlich von Moskau). Zu guter Letzt sind noch zu nennen die russischen Ortsnamen: Mawrina, ein Dorf 20 km nordwestlich von Lopajnja (südlich von Moskau),

Maurino, ein Dorf südlich des Narstie-Sees, an einem Nebenfluß der Nara, ungefähr 75 km westsüdwestlich von Moskau — und das Dorf Maurino an der Korjitschna, die bei der Stadt Uglitsch (38° 20' östl. Länge, 57° 33' nördl. Breite) in die Wolga mündet.

Vielleicht ist bei dem Deutungsversuch für unsere Maurine auch ein Vergleich mit dem Namen Mur, des Flusses der einst „windischen“ (bei uns sagt man „wendischen“) Steiermark, in Betracht zu ziehen. Die in Ungarn fließende Mures oder Mieresch oder Maros, dazu die in Serbien zur Donau fließende Morava sind vielleicht stammverwandten Namens mit der Maurine wie die March (tschechisch: Morawa), nach welcher das Land Mähren benannt ist. Mit einem letzten Hinweis auf den Ort Mohrin am Mohrin-See in der Neumark, den Mauer-See und die Stadt Mohringen, beide in Ostpreußen, und den schlesischen Ort Mauer, der durch seine Talsperre allgemeiner bekannt ist, mag die Aufzählung hier abgeschlossen sein; vielleicht trägt sie dazu bei, den Sinn des Namens unserer Maurine zu erklären.

Im 17. und 18. Jahrhundert findet man im Kirchenbuch und in anderen Schriften oft die Schreibung Mohrin (und Mohrin-Mühle). Zu den Ausführungen von Dr. Ploen † (Mitteilungen 1930, Nr. 4, S. 63) möchte ich bemerken, daß es wohl richtig ist, daß der Bach der Mühle den Namen gegeben hat und daß auch der Sippenname Maurin vom Namen des Baches abgeleitet sein dürfte — und nicht umgekehrt; jedenfalls ist es nicht nachgewiesen, daß jemals ein Inhaber namens Maurin auf der „Mord-Mühle“ gewohnt hat, über deren Geschichte der Leser im „Schönberger Kalender 1935“ einige Angaben findet.

Otto Stein.

Was bedeutet der Ortsname Meddewade?

Otto Stein vermutet slawischen Ursprung, weil es in Weißrußland ähnlich klingende Ortsnamen gibt, und kommt zu der Ansicht, daß Meddewede nach den vielleicht in wendischer Zeit dort zahlreichen vertreten gewesenem Bären benannt sein könne, deren Name im Russischen ähnlich laute.

Nun ist es mit der Ableitung unserer ostholsteinischen, im einst gemischt-völkischen Grenzgebiet vorhandenen Ortsnamen aus dem „Slavischen“ eine eigene Sache. Es gab eine Zeit, da man geradezu krampfhaft bemüht war, möglichst vielen Namen östlichen Ursprung zuzuschreiben, eine Methode, die später die polnische „Geschichtschreibung“ virtuos ausgebaut hat. Man kam dabei zu den unwahrscheinlichsten, oft bei den Haaren herbeigezogenen Deutungen und verzichtete geradezu auf jeden Versuch, eine deutsche Lösung zu finden. Namentlich Bronisch (Die slavischen Ortsnamen in Holstein) leistete darin erkleckliches. Wilh. Knorr (Die Familiennamen des Fürstentums Lübeck) folgte zunächst seinen Spuren, erkannte aber später, daß er zu weit gegangen sei, und berichtigte sich im zweiten Teile seiner Untersuchungen.

Auf russische Worte zurückzugreifen, ist jedenfalls recht gewagt. Für die Namen unserer Gegend kommt in erster Reihe das Wendische (Polabische, Sorbische) in Betracht, allenfalls noch das dem Wendischen nächststehende Polnische. Im Polnischen aber heißt Meister Pech, der „Sonig-fresser“: Niedzwiedz.

Sollte man nicht einmal der Frage nähertreten, ob Meddewade nicht gut deutschen Stammes ist? Es klingt — mir wenigstens — durchaus deutsch!

Der zweite Teil des Wortes — wade — enthält m. E. das alte niederdeutsche, im Niederländischen heute noch vorhandene Wort waad = flach, leicht. Man bezeichnete damit niedrige, leicht vom angrenzenden Wasser

überflutete Flächen. So heißt in Bosau am Gr. Blöner See der flache Ufervorsprung nordwestlich des Dorfes „up'n Waad“. (Man vergleiche die Bezeichnung Watten für die seichten, vom Meer überspülten Nordseeküsten und das Wort waten, das ein Gehen im seichten Wasser, auf nur schwach überflutetem Boden bezeichnet. Auch das lateinische Wort für den Flußübergang an flacher Stelle, die Furt, vadum, kann herangezogen werden.) Vielleicht gehört auch das altgermanische Wort für Furt widil, wedel hierher, das wir im Agrimiswedel des Limes Saxoniae vor uns haben. Daß die Lage des Dorfes an der mit Überschwemmungszonen und flachen, Furtmöglichkeiten bietenden Strecken versehenen Trave die Deutung unterstützt, unterliegt wohl keinem Zweifel.

Bleibt der erste Teil — medde —. Einst hieß der Ort (vgl. v. Schröder & Biernacki, Topographie von Holstein) „midwade“. Das will nicht viel besagen. In der Aussprache geht das kurze e leicht in ein schwaches i über, und die Schreibweise alter Urkunden schwankt zwischen solchen Sprachunterschieden hin und her. Wir können es also, ohne willkürlich zu verfahren, bei medde belassen. Die etwaige Vermutung, daß eine mittlere flache Stelle zwischen mehreren anderen gemeint sein könne, wäre nur der Berücksichtigung wert, wenn etwa mehrere ständig gebrauchte Furten vorhanden gewesen wären, die zur Unterscheidung besonders hätten gekennzeichnet werden müssen; dafür ist aber keinerlei Anhalt geboten.

Ich neige zu der Auffassung, daß in „medde“ die alte deutsche Bezeichnung für Wiese: mede steckt. Im Mittelniederdeutschen bezeichnet mede Grasland, im Westen Schleswig-Holsteins (Dithmarschen, Eiderstedt, Friesland) heißt dasselbe Land meed oder meedland. Auch in Flurnamen finden wir den Namen, z. B. Meedwisch (Fehmarn), (vgl. Menzing, Wörterbuch). Im Englischen heißt die Wiese meadow.

Meddewade wäre also Wiesenland am flachen, der Überflutung ausgesetzten Ufer.

Daß so manche Versuche, Ortsnamen zu deuten, Versuche bleiben, statt unanfechtbare Tatsachen zu schaffen, ist begreiflich angesichts der so weit zurückliegenden Entstehungszeit der Namen (hier mindestens 700 Jahre) und ihrer ständigen Umformung in Aussprache und Schreibung. Ob ich also das Richtige getroffen habe, sei dahingestellt, ich glaube aber der Wahrscheinlichkeit mindestens nähergekommen zu sein.

August Kasch (Reinbek).

Moritat und Bänkelgesang in Niederdeutschland

Unter dieser Überschrift veröffentlichte ich im Märzheft dieses Jahrgangs unserer Mitteilungen auf S. 24 eine Besprechung des bei Richard Hermes, Hamburg, erschienenen Buches von Max Kuckei, dem Leiter des Schleswig-Holsteinischen Volkslieder-Archivs. Ich machte dabei auf ein Büchlein alter Leierkastenlieder in unserem Schönberger Heimatmuseum aufmerksam und verwies auf Johannes Gossfeld, der die Mecklenburgische Volksliedkommission ins Leben gerufen hat und in den Mecklenburgischen Monatsheften 1930, S. 379, einen Aufsatz über „Das Drehorgellied auf seiner Wanderung durch Mecklenburg“ schrieb. Herr Gossfeld bat sich darauf unsere kleine Sammlung, die sich inzwischen durch beachtenswerte Zuwendungen vermehrt hat, zur Durchsicht aus und äußert sich darüber in einer Zuschrift, die ich veröffentlichen darf. Er schreibt:

Ich habe mir einen Auszug aus 61 fliegenden Blättern gemacht. Viele von ihnen waren schon bekannt. Die Fabriken, die sie vertrieben, sind immer dieselben. Die Juden Maier, Schilling, Benjamin, v. d. Linden, Bock und Reiche machten mit ihnen und dem Leierkastenverleihen sicher gute Geschäfte,

besonders nach 1870/71, als die Invaliden auf Betteln ausgingen, was orgeldrehend mehr Nachdruck hatte. Am meisten hat wohl der Schnellpressenbesitzer Kahlbrod, Hamburg, Hütten 63, Schlager nach Mecklenburg geschickt. Nach ihm setzt seine Witwe das Geschäft fort. Herr L. Tidow nimmt es als „Kahlbrod Nachfolger“ auf, und auch noch dessen Witwe preßt weiter und läßt sich von jüdischen Gelegenheitsdichtern „Die Neuesten“ liefern.

Aber nicht nur Hamburg überschwemmte uns mit den Drehorgelliedern. Sie kommen auch von Lübeck (hier ist es der Jude Bod, der sein Reppchen damit macht), Schwibus, Stralsund, Greifswald, Berlin usw. Von einem mecklenburgischen Veierlied können wir insofern sprechen, als mecklenburgische Verleger und Drucker beteiligt sind und der Inhalt der Reimereien sich auf mecklenburgische Verhältnisse bezieht. Als mecklenburgische Verleger sind genannt: Hinstorff (Wismar und Rostock), Boldt (Rostock), Kähler (Güstrow), ein Wariner Drucker und andere. Bei C. Boldt erschien z. B. Mitte vorigen Jahrhunderts das Lied: „Wie durch rohe Leidenschaften jedes heilige Band zerreißt, das auf ewig sollte halten, die Geschichte stets beweist.“ Ein Lied einer grausigen Moritat, endend mit dem Hochgericht. Eine vielzählende Bigarette schließt den Sang, bei dem einem der Schauer so schön über den Rücken lief. Derselbe Verlag brachte heraus: „Schrecklicher Raubmord des Räuberhauptmanns Kordojo und seiner Bande, welchen sie in Frankreich an einer aus 11 Personen bestehenden Familie ausübten.“ Das war so der richtige Stoff für ein Drehorgellied! Breit ausgesponnen wird die Geschichte zunächst in Prosa. Dann folgt „Das Lied“. Es beginnt: „Der Glockengießer Baltarout, ein Mann von Kenntnis groß; die Zahl der Kinder war sehr groß. Sie lebten alle sorgenlos.“ Und nun werden sie gemurzt. Hinstorff, Wismar, druckte: „Schiffsbruch des amerikanischen Dampfers Starry Banner mit 164 Menschen von Alexandria nach Newhork bestimmt. Derselbe ging infolge eines furchtbaren Orkans im Atlantischen Ozean mit 122 Menschen, Männer, Frauen und Kindern, welche auswandern wollten, zugrunde.“ Lied: „Glücklich, wer auf festem Lande friedlich seine Jahre lebt, und im treuen Herzensdrange für die theure Heimat strebt. Die sind wahrhaft zu beklagen, die in jung und alten Tagen schweifen hier und schweifen dort, Vaterland an keinem Ort!“ Anlaß zur Fabrikation eines Drehorgelliedes gibt z. B. „Die große Überschwemmung und Verwüstung durch die Sturmfluth der Ostsee am 13. November 1872.“ Bild: die Fluten gehen über ein Dorf. Drei schiefe Häuser, drei wackelige Bäume, drei Menschen — und drei Kälberköpfe schauen aus dem Wasser. Ich sehe das Bild auf dem Grabower Martinimarkt. Der „gänzlich erblindete“ Invalide dreht den Veierkasten. Sein Weib dahinter zeigt mit dem Stod auf die aus den Fluten ragenden Menschentöpfe und freischt, nein „singt“ nach „bekannter Melodie“ jetzt den Schluß eines langen Liedes: „Doch nur frisch den Blick nach oben, treue Helfer sind ja noch; Gabe muß den Geber loben, und der Trost ist immer da! Wieder tagt ein andrer Morgen, armes Herz, verzage nicht, Gott wird für die Seinen sorgen, Muth, bis einst das Auge bricht!“ So, nun war die Rührseligkeit vollständig. Das Lied fand schnellen Absatz. Daneben tauchte ja schon eins mit „Den drei Neuesten auf.“ Die kannte bereits Muskant Haselkoff bei der letzten Dorfmusik und ließ sie auf Wunsch Solo singen, und die einprägsame Melodie ging allen ins Ohr. Das eine hieß „De jente Marie.“ Von M. B. Schilling. Die ganz „Seute Marie“ ist in langen Loden mit schelmischem Blick im Bilde zu sehen. Das Lied ist nach unserer bekannten „Kosenpolla“ gedichtet „Wenn hier ein Putt mit Bohnen steht, un dor ein Putt mit Brüh, denn laot id Brüh un Bohnen stahn un loop nah mien Marie.“ Schluß. „Duukt sich ein Nebenbuhler opp, un schwänzelt bi de Deern, friggt he den'n Putt mit Brüh an'n Kopp, he sall de Räl' verliern.“ Auf demselben Blatt findet sich das vielgesungene Lied „O bleib bei mir,“ das Erel in seinem „Liederhort“ als Volkslied aufnahm. Es ist auch aufgeführt unter den „Volkstümlichen Liedern der Deut-

sehen.“ Böhme bemerkt dazu: „Wie die Blümlein draußen zittern“. Text von B. Sternau (Otto Infermann), der 1843 in Magdeburg lebte. Die schöne Melodie hat der wadere Organist August Wagner 1851 in Demmin komponiert. Es steht die Komposition für Sologefang mit Klavierbegleitung zuerst im „Norddeutschen Liederalbum“, Teterow in Mecklenburg, Verlag von C. Topp 1851. Silcher nahm es 1852 als Volkslied in seiner Sammlung auf, von ihm wieder Böhme.

Von diesen sogenannten volkstümlichen Liedern finden sich auf den in Mecklenburg verbreiteten „Fliegenden Blättern“ recht viele. Sie waren zum Teil schon längst bekannt. Manchmal werden auch altüberlieferte Volkslieder im eigentlichen Sinne (S. „des Knaben Wunderhorn!“) zugrunde gelegt. Nach Text und Melodie besonders einprägsam, blieben sie leicht im Gedächtnis haften.

Das Drehorgellied kann nicht als Dichtung gewertet werden. Es ist flach, wirtschaftet mit billigen Wortwizen und sucht rührselige Stimmung hervorzurufen. Es stellt sich auf einen niederen Massengeschmack ein. Der Ursprung ist oft dunkel. Tauchen die Namen der Gelegenheitsdichter auf oder lesen wir in den Ecken und Winkeln der „Fliegenden Blätter“ Anpreisungen dieser Art: „Wir bieten an: Sittengeschichte von Paris (bisher 12, jetzt 3 Bde.), Wiener und Berliner Nachleben, 6. und 7. Buch Moses“, dann wissen wir, daß fast immer jüdische Geschäftemacher dahinterstehen.

Johannes Gossfeld.

*

Als Herausgeber dieser Mitteilungen und derzeitiger Verwalter unseres Heimatmuseums möchte ich ein kurzes Nachwort hier anschließen. Wir sehen: das Kapitel „Leierkastenlieder“ ist nicht gerade erquicklich. Aber wir erfahren, wie unser Volk ehemals sein Sangesbedürfnis gestillt hat, und außerdem kann es vorkommen, daß zwischen allem Unrat doch ab und an eine Perle sich findet, die es lohnt, danach zu greifen. Darum wiederhole ich meine Bitte, bei Entrümpelung unserer Hausböden auf diesbezügliche „Flugblätter“ zu achten und sie mir für das Heimatmuseum zu übergeben. Bd.

Zeuge Krischan Holtfräter

Schöffengericht in Rostock.

Um 1890.

Sie sollen also nun als Zeuge vernommen werden. Wie ist Ihr Vorname?

— Krischan, Herr Amtsrichter.

— Vatersname?

— Holtfräter,

— Alter?

— Int dreiußßigst.

— Konfession?

— Jä, Herr Amtsrichter, mit dei Konfession, dat's jon Saak. Von rechtswägen bün id jo Buor, äwerst id heww mi dat tau Jehanni entsoggt un heww min Gewäs minen Söhn äwergäwen un —

— Ach so, Sie verwechseln Konfession mit Profession. Ich meine, was Sie glauben.

— Jä, Herr Amtsrichter, id glöw, dei Saak ward woll gahn. Seihn's, min Söhn is jo 'n düchtigen Kirl, un sei, wat sijn Fru is, hett jo ok nen schönen Schilling mitbrocht —

— Aber Holtfräter, das kümmert uns hier ja nicht. Ich meine, welcher Kirche gehören Sie an?

— Id hür tau Biestow.

— (Der Amtsrichter steht auf und geht hin und her. Wie soll er's klarmachen?)

- Glauben Sie an Gott?
- Gud, Herr Amtsrichter, wo können Sei einen ollen Wünschen woll so versiehn! Ob id' an'n leiven Gott glöwen dau? Woför hollen Sei mi denn?
- Nein, Holtfräter, ich meine, glauben Sie an Maria?
- Dat's son' Saak, Herr Amtsrichter. Wi seggen jo man ümmer Marien. Sei meinen doch dei Kauhdiern von minen Nahwer?
- Nein, nein, Holtfräter, die meine ich nicht. Wir haben uns nicht richtig verstanden. Kennen Sie Doktor Luther?
- Aee, Herr Amtsrichter, den' kenn id' nich. Wenn wi eins krank sünd, gahn wie ümmer nah Doktor Meyern.
- H. A. Stoll.

★	Kleine Mitteilungen, zugleich Frage- und Antwortkasten.	★
---	--	---

I. Ein Heimatkalender für 1944 kann auch in diesem Jahre für das Land Raseburg nicht herausgegeben werden.

II. Die Sippe der Burmeister in Schönberg und ihre Beziehungen zu unseren städtischen Grundstücken. — Unter dieser Überschrift habe ich in der Beilage zum „Schönberg-Rehnaer Anzeiger“ eine Artikelreihe veröffentlicht und zwar bis jetzt in den Nummern 36, 53, 125 und 149. Zwei Fortsetzungen werden noch folgen, sodaß eine Arbeit von $6 \times 2 = 12$ Ganzseiten der Zeitung mit eingefügten Lichtbildaufnahmen der jeweilig behandelten Wohnhäuser in der Oberen Marienstraße vorliegt. Familiengeschichtliche Abhandlungen pflegen meistens über den ursprünglich beabsichtigten Umfang hinauszugehen. So auch hier, wo die Geschichte des Haus-Grundstückes ins Auge gefaßt werden sollte, um damit überhaupt zur Anlage einer Haus-Chronik, wie ich sie wiederholt in diesen Hefen empfohlen habe, anzuregen. My house is my castle — die Tommis wissen sehr wohl, daß sie uns mit ihren Terrorangriffen auf unsere Wohnhäuser ins Herz treffen, aber sie sehen auch gerade der ihnen in Aussicht gestellten Wiedervergeltung mit Bangen entgegen. Jedenfalls sind meine „Hausgeschichten“ nicht nur von der weitverzweigten und über die Grenzen des Raseburger Landes hinausgewachsenen Sippe Burmeister, sondern auch von mancher anderen Familie lebhaft begrüßt worden, was daraus hervorging, daß man die „Blätter“ für Freunde und Verwandte, die nicht zu den Beziehern der Zeitung gehörten, zu haben wünschte. Leider konnte nur mit verhältnismäßig wenigen Exemplaren gedient werden. Ein Nachfordern hätte heute keinen Zweck mehr, denn die Auflage ist restlos vergiffen und der Drucksaß eingeschmolzen. Ich möchte darum einen Vorschlag machen.

Es wäre gut, wenn die zwölf Zeitungsseiten als Buch herausgegeben würden. Zunächst ist ja ein Buch handlicher und, wenn hübsch gebunden, auch vor dem Verderb geschützter als eine Hand voll loser „Anzeigen“. Nun, ich weiß wohl: zur Zeit ist eine Buchausgabe unmöglich. Aber wenn der Krieg, an dessen für uns siegreichen Ausgang doch wohl kein Burmeister zweifelt, nicht mehr hindert, dann werden wieder derartige Bücher gedruckt erscheinen dürfen. Zum andern war meine Arbeit überhaupt nur erst als ein Entwurf gedacht. Einzelne Irrtümer, die ja trotz aller Vorsicht nicht zu vermeiden sind, aber meistens in den „Fortsetzungen“ schon berichtigt wurden, brauchten den Gang der Darstellung nicht wieder zu stören. Darüber hinaus würden Erweiterungen, wie sie uns fast täglich mündlich oder schriftlich zugehen, ihren Platz finden, desgleichen könnten alte

Familienbilder, die zu ihrer Vielfältigung Kunstbrudpapier benötigen, sowie zum Teil doppelseitige „Situationspläne“ in geeigneter Weise eingeschoben werden. Kurz: es entstünde ein Buch, das den bereits vorhandenen oder in Angriff genommenen Familiengeschichten der Kirchspiele Selmsdorf, Carlow, Herrnburg, Zietzen und auch den oft gebrauchten „30 Dörfern“, die ja bekanntlich unser Schönberg selbst nicht behandeln, an die Seite zu setzen wäre. Doch nun die Frage: Wer soll's machen? Ich selbst kann es nicht mehr. Aber ich möchte annehmen, daß mein Nachfolger im Schriftführeramt des Heimatbundes oder sonst jemand sich dazu bereit findet. Wer sich darüber hermacht, der möge im Archiv unseres Heimatmuseums nach einer Schachtel mit der Aufschrift „Zur Geschichte der Burmeister“ greifen. Sie enthält alles, was uns in dieser Angelegenheit bisher zugegangen ist und hoffentlich noch weiter zugehen wird. Bd.

III. Die Faasch aus Schlag-Sülsdorf. — Von den acht bisher in Mecklenburg und vorwiegend im Lande Raseburg ermittelten Stammsolgen des alten Bauerngeschlechtes, will ich heute von der aus Schlag-Sülsdorf berichten.

1630 wird in Sülsdorf Dettlof Fasze genannt, er geht über Gr.-Mist nach Schönberg, wo er am 10. 5. 1642 Trien Ostroggen aus Voitin-Resdorf heiratet. Am 1. 11. 1660 wird er begraben und hinterläßt 3 Kinder: 1. Jürgen (seine Tochter Margarethe ist 9. 1. 1672 geboren), 2. Marten, 3. Detloff, wird in Schlagsdorf am 11. 12. 1644 getauft (Pate ist Markus Mehn aus Sülsdorf), er heiratet am 4. 11. 1673 Triene Landt aus Kuhlrade und kommt so auf die Stelle III in Kuhlrade.¹⁾ Er stirbt in Kuhlrade 16. 2. 1698 und hinterläßt 3 Kinder: 1. Jochen (geb. Kuhlrade 19. 4. 1686), 2. Triene (geb. Kuhlrade 3. 4. 1680, getr. Schlagsdorf 18. 10. 1698 mit Michel Schlatau und stirbt in Klein-Molzahn 12. 5. 1717), 3. Jochim, wird in Kuhlrade am 30. 9. 1677 geboren und heiratet am 27. 10. 1710 Triene Dreß. Er stirbt in Kuhlrade am 15. 5. 1717 und hinterläßt 2 Kinder: 1. Asmus (getr. 1. 4. 11. 1721 Triene Dorothe Ahrens; getr. 2. 29. 7. 1729 Thrien Holsjra?), 2. Detloff, wird in Kuhlrade am 24. 9. 1711 geboren und zu Carlw am 8. 11. 1742 mit Abel Greth Heitmann getraut. Er stirbt 1792 und hinterläßt 4 Kinder: 1. Thrien Elsch (geb. Kuhlrade 4. 2. 1744), 2. Hans Cord (geb. Kuhlrade 10. 1. 1752), 3. Anna Thriene (geb. Kuhlrade 19. 9. 1757, † 2. 3. 1851), 4. Jochim Detloff, wird in Kuhlrade am 23. 3. 1749 geboren und heiratet 1. 29. 10. 1773 Anna Cathrien Crüsfeldt; 2. 16. 11. 1787 Trien Lehn Dreves. Er stirbt in Kuhlrade 6. 9. 1818 und hat einen Sohn: Asmus Friederich, wird in Kuhlrade am 5. 7. 1781 geboren und heiratet zu Carlw am 2. 11. 1810 Trien Greth Ahrendt. Er stirbt in Kuhlrade am 8. 11. 1839 und hinterläßt 2 Kinder: 1. Asmus (geb. Kuhlrade 1811, † Samkow 1896), 2. Jochim Heinrich, wird in Kuhlrade am 15. 9. 1834 geboren und heiratet zu Carlw am 22. 7. 1864 Maria Sophia Elisabeth Wendelsborn. Die Stelle III in Kuhlrade wechselt 1878 seinen Besitzer und ein Schlatau übernimmt sie.²⁾ Er stirbt in Schönberg am 8. 9. 1899 und hinterläßt 8 Kinder: 1. Emma, 2. Luise, 3. Wilhelm (geb. Kuhlrade 10. 9. 1870, 1 Sohn, Wilhelm, in Hamburg 28. 9. 1906 geboren), 4. Rudolf (geb. Kuhlrade 26. 6. 1873, 2 Söhne, Heinrich geb. Hamburg 25. 8. 1908, Rudolf geb. Hamburg 11. 7. 1910), 5. Heinrich, 6. Anna, 7. Berta, 8. Auguste.

Durch den gegenwärtigen Krieg wurde die Forschungsarbeit unterbrochen, viele Lücken werden sich später schließen lassen. Evtl. Berichtigungen und Erweiterungen erbitte ich an die Anschrift: Rudolf Faasch, Hamburg 26, Oben Borgfelde 64.

¹⁾ Der umfangreiche Hausbrief und Vertrag befindet sich im Stover Ampt Buch.

²⁾ Der Grund des Wechsels konnte bisher nicht ermittelt werden.

IV. D. St. im Felde. — Sie schreiben: „Der Name Anni Meideborg (Schönberg-Rehnaer Anzeiger Nr. 53, mittlere Spalte unter II) ist ein Anachronismus. Der Irrtum hat sich schon in Pastor Krügers 1. Ausgabe (Nov. 1900) der „30 Dörfer“ eingeschlichen und rührt auch diesmal bestimmt daher. „Anni“ ist eine Koseform für Anna, die erst im ausgehenden 19. Jahrhundert in Gebrauch gekommen ist; für 1690 ist „Anni“ undenkbar! Es muß Anna heißen!!!“ — Nun ja, das wird schon so richtig sein. Also hätte das kleine Fräulein Anna Meideborg aus Samkow Stelle IV am 27. 2. 1690 den Baumann Heinrich Burmeister in Schönberg, einen Witwer und geboren 1653, gefreit und wäre von ihm Anna genannt worden. Aber heute dürfen wir alles, was auf Anna getauft ist, mit dem Kosenamen Anni beglücken. Herzlichen Dank und freundlichen Gruß! Bd.

V. E. B. i. E. — Im Altonaer Museum (am Bahnhof) hängen Tabellen mit einer vom Direktor Dr. Stierling zusammengestellten Übersicht vorgeschichtlicher Getreidearten. Ich habe sie mir mal abgeschrieben und nehme an, daß Herr Dr. Stierling nichts gegen eine Veröffentlichung in unseren Mitteilungen hat.

Seit der jüngeren Steinzeit:
Zweizeilige Gerste (*Hordeum distichon*).
Vierzeilige Gerste (*Hordeum vulgare*).
Sechszehnteilige Gerste (*Hordeum hexastichon*).
Rispenhirse (*Panicum miliaceum*).
Kolbenhirse (*Setaria italica*).
Einforn (*Triticum monococcum*), Tuede.
Emmer (*Triticum dicoccum*).
Zwergweizen (*Triticum compactum*).

Seit der Bronzezeit:
Dinkel oder Spelz (*Triticum spelta*).
Rauhhafer (*Avena strigosa*).
Flughäfer (*Avena fatua*).
Saathäfer (*Avena sativa*).

Seit der Eisenzeit:
Roggen (*Secale cereale*).

Bd.

VI. Jubiläumsgabe für das Heimatmuseum. 1943.

10. 4.	Bauer Joachim Möller, Lindow	6,20	Mf.
10. 4.	Rektor Heinrich Maass, Rüditz	21,50	„
12. 4.	R. N., Schönberg	20,—	„
12. 4.	Ministerialrat Dr. R. E. Marung, Schwerin	20,—	„
15. 4.	Drogist Heinrich Brinder, Stöckelsdorf	2,—	„
15. 4.	Landmann August Spehr, Binnow	10,—	„
15. 4.	Frau Alma Zoller, Rüstzin	10,—	„
15. 4.	Rolf Clasen, Bad Schwartau	7,—	„
15. 4.	Paul Brandt, Köln-Müngersdorf	6,70	„
15. 4.	Obersteuereinспекtor Albert Hagen, Rostock	10,—	„
15. 4.	Tischlermeister Alfred Arndt, Schlutup	16,70	„
4. 5.	Bädermeister A. Müller, Bad Doberan	20,—	„
7. 5.	Kunst- und Altertumsverein Güstrow	10,—	„
7. 5.	Fräulein Herta Seuer, Schwerin	10,—	„
7. 5.	Frl. Mathilde Wenkel, Oberschul Lehrerin, Neustrelitz	10,—	„
17. 5.	G. A. Stoll, Deutsche Botschaft, Rom	50,—	„
6. 10.	Fräulein Elise Wigger, Bad Schwartau	10,—	„

Zusammen: 240,10 Mf.

Wiederum herzlichen Dank. Wenn wir nur erst so bauen könnten, wie wir möchten! Bd.

Mitgliederverzeichnis

(Fortsetzung vom Novemberheft 1942)

	Mitglied	seit:
833.	Staatsangestellter John Callies, Hamburg	1942
834.	Maschinen-Ing. Wilhelm Gundlach, Hagen-Haspe	1942
835.	Kaufmann Emil Kley, Lübeck	1943
836.	Malermeister Otto Schapert, Grebesmühlen	1943
837.	Lehrer Johannes Gossfeld, Seestadt Rostock	1943
838.	Kaufmann Christian Egert, Schönberg	1943
839.	Frl. Heria Heuer, Schwerin	1943
840.	Frau Grete Schwenn, Bad Schwartau	1943
841.	Frl. Mathilde Wengel, Oberschullehrerin, Neustrelitz	1943
842.	Lehrer Bernhard Kohlhafe, Gr.-Quassow	1943
843.	Studienrat Hans Veltz, Schwerin	1943
844.	Lehrerbildungsanstalt Güstrow	1943
845.	Justizinspektor H. Braasch, Leitmeritz	1943
846.	Kaufmann Felix Oldenburg, Frankfurt (Main)	1943
847.	Frau Oberarchivdirektor Dr. Stuhr, Schwerin	1943
848.	Stabsarzt Dr. Karl Heinz Meher, Rostock	1943

Chronik des Vereins

Am 8. April 1943 starb Johann Ahlwardt, der Hauswart unseres Heimatmuseums, im eben vollendeten 83. Lebensjahre. Er stammte aus Ollndorf b. Schönberg, wo er 15. 2. 1861 geboren wurde, und war gelernter Schuhmacher. Wir übernahmen ihn, als wir am 8. Mai 1931 das frühere Mädchenschulhaus bezogen hatten, einmal, weil er in dem Hause als bisheriger Schuldiener genau Bescheid wußte, zum anderen, weil wir seine Gewissenhaftigkeit in der Pflichterfüllung kannten. Seine Frau Maria geb. Strohkorf stand ihm getreu zur Seite, solange sie konnte. Ihr Geburtsort (* 11. 12. 1861) war Glesow b. Rehna. Am 8. 5. 1935 konnte das Ehepaar seine Goldene Hochzeit bei uns im Museum feiern. Ein Jahr darauf am 18. 9. 1936 starb Frau Ahlwardt an den Folgen eines Unfalles. Zunehmende Altersschwäche wurde dem Mann im vergangenen Winter bei der Betreuung unserer Räumlichkeiten hinderlich, und nach seinem Tode unterblieb die Sauberkeit überhaupt, sodaß wir gezwungen waren, unser Museum für den öffentlichen Besuch zu schließen. Nur in Ausnahmefällen übernahm der Museumsleiter die Führung. — Am 10. November 1943 bezog Frau Olga Möller geb. Timm, bisher Wallstraße 11, unsere Hauswartswohnung „An der Kirche“ Nr. 8. Ihr Mann Wilhelm Möller, der jetzige Hauswart, ist gelernter Tischler. Er steht noch im Seeresdienst. Zu geeigneter Zeit wird eine gründliche Reinigung unserer Zimmer sowie eine Überholung der Sammlungen vorgenommen werden, sodaß, wenn nicht unvorhergesehene Zufälle eintreten, im kommenden Frühjahr unser Heimatmuseum wieder gezeigt werden kann.

Am 8. Mai (Sonntagabend) 1943 hatten wir in „Spehrs Hotel“ (E. Fründt) unsere erste Mitgliederversammlung in diesem Jahre, die von

40 Personen besucht war. Kassenwart und Schriftführer verlasen ihre Jahresberichte. Darauf hielt Herr Lehrer Gossfeld-Rostock einen Vortrag mit farbigen Lichtbildern über das Thema „Aus 700 Jahren Rostocker Geschichte“. Nach der üblichen Kaffeepause las uns Herr Rektor Meese das Kapitel „Maidag“ aus dem Buch „Was mein einst war“ von Johannes Gossfeld vor.

Am 20. Mai (Donnerstag) 1943 ging im Boyeschen Gesellschaftshause nach langer Pause unter dem Titel „Herabend“ wieder eine öffentliche Veranstaltung vor sich. Es las der bekannte und berühmte plattdeutsche Vortragskünstler Hans Langmaack aus Hamburg. Der Schönberger Gesangverein leitete die beiden Vortragsgruppen mit plattdeutschen Männerchören ein. Der Besuch hätte stärker sein können, doch wurden die Unkosten gedeckt.

Am 19. Juni (Sonabend) 1943 hatte unsere alte Spielchar auf der Boyeschen Bühne sich nach langer Zeit wieder zusammengefunden. Es wurde „Up Starkehannel“, ein lustig Spill in 4 Törns von Elisabeth Schröder, gegeben, ein Stück, das den Hauptdarstellern noch vom 21. 3. 1936 her im Gedächtnis haftete, wo es bereits von ihnen bei uns, sowie in Carlow und Selmsdorf, aufgeführt worden war. Diesmal sollte die Gesamteinnahme nach Abzug der unumgänglichsten Unkosten dem Deutschen Roten Kreuz überwiesen werden. Der Besuch war außerordentlich stark. Leider ließ sich eine Wiederholung nicht ermöglichen, was allgemein bedauert wurde. An das Rote Kreuz sind 650,— RM abgeschickt.

Heimatbund für das Fürstentum Ratzeburg

Sonabend, den 11. Dezember 1943, abends 8 Uhr
in „Spehrs Hotel“ (C. Gründt):

II. Mitgliederversammlung

Tagesordnung:

1. Geschäftliche Mitteilungen
2. Frä. Liselott Wagener von der Kreisbildstelle führt uns Gemälde von Professor Ernst Vollbehr in farbigen Lichtbildern vor, darunter auch Bilder aus Schönberg und Umgegend.
3. Wir lesen uns ein lustiges Kapitel aus dem Buche „Bunte leuchtende Welt“ von Ernst Vollbehr.

